



Montana

**DIE GEFANGENE  
DER GOLDRÄUBER**

Western



Montana

**Die Gefangene der Goldräuber**

Eine Western-Story

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Die Gefangene der Goldräuber

Schmerzensschreie gellten durch die Kenosha Mountains und wurden von den nackten Felswänden als Widerhall zurückgeworfen. Hinter der zackigen Kette der Felsspitzen erreichte die gelb leuchtende Sonne ihren Höchststand. Zwei Männer hielten mit vereinten Kräften die Beine des Bärtigen. Er wand sich unter Schmerzen. Die unartikulierten Schreie, die er von sich gab, hatten nichts Menschliches an sich. Trotz der Mittagssonne war es kühl, denn der Nordwind trug eine frische Brise mit sich. Doch deswegen hatten die Männer das Lagerfeuer nicht entzündet. Der Wind zerteilte den Geruch von Rauch und verbranntem Fleisch.

»Denver City. Bei einem Anwalt in Denver City.« Joseph Tucker hätte nie gedacht, es zu verraten, doch die Schmerzen waren unerträglich.

»Warum, Tucker?«

Tucker drehte den Kopf zu dem Mann, der neben ihm in die Hocke ging. Durch einen Nebelschleier, der ihn schon einmal in die Bewusstlosigkeit getragen hatte, blickte er ihn an. Erneut schrie er auf, als die beiden Männer seine Füße, die nur noch schwarze Stümpfe waren, zum wiederholten Male in das Feuer zwangen. Seine Schreie, die an klagende Tierlaute erinnerten, prallten an den Banditen ab. Durch seinen gesamten Körper zuckten Schmerzblitze. Er hatte lange durchgehalten, hatte ertragen, dass sie seine Finger mit dem Revolverknopf zerschlugen, doch länger konnte er die Qualen nicht erdulden. Waren anfangs Tränen wie ein

Fluss seine Wangen herabgeronnen, versiegten sie durch den unendlichen Schmerz. Er wollte sein einziges Kind nicht diesen Bastarden ausliefern, doch er war am Ende angelangt. »Meine Tochter«, er schluckte mühsam, »erhält alles an ihrem 21. Geburtstag.«

»Sag mir noch, wann das sein wird, dann lassen wir dich in Ruhe.«

Joseph Tucker wusste, was das bedeutete. »In drei Wochen.«

Der Mann neben ihm erhob sich. »Gebt ihm 'ne Kugel.«

Tucker nahm wahr, wie sie das Feuer löschten, und spürte den Einschlag in seine Brust.



Von Weitem sah Cole Shannon dunkle Punkte in der Luft kreisen. Er nahm seine 50-kalibrige Springfield aus dem Scabbard, entsicherte sie und legte sie in seine rechte Armbeuge, jederzeit bereit, sie zu benutzen. Die Aasvögel ließen sich bei ihrem grausigen Festmahl nicht stören. Ohne richtig zu zielen, schoss er auf die Vögel, damit sie endlich abließen. Einige hoben ab und ließen sich wenige Yards neben der Leiche wieder nieder. Cole zerbiss einen Fluch zwischen den Lippen. Auch wenn die Vögel ihre Arbeit schon begonnen hatten, erkannte er in dem Toten Joseph Tucker. Seine Augen standen weit offen und starrten blicklos Richtung Himmel. Der Geruch nach verbranntem Fleisch und kalter Asche hing in der Luft. Tucker war noch nicht lange

tot. »Mein Gott, Joe«, kam es heiser über Coles Lippen, »was haben sie mit dir gemacht?« Er unterdrückte den Würgereiz, wandte den Blick von den Beinen ab, die in zwei verbrannten Stümpfen endeten, und blieb an seinem, noch im Tode schmerzverzerrten, wie zu steingewordenem Gesicht hängen. Es war für ihn ein langes und schweres Sterben gewesen. Das Gold hatte ihm kein Glück gebracht, nur Schmerzen und Tod. Wie oft hatte Cole ihn gewarnt, nicht mit Gold zu bezahlen und mit Geld um sich zu werfen, doch die gut gemeinten Ratschläge waren an Joseph abgeprallt wie eine Kugel an einer Felswand. Geschmeidig glitt Cole aus dem Sattel, verscheuchte die Vögel, die mutig an die Leiche hüpften, und suchte den Boden ab. Es waren mehrere Pferde gewesen, wie Abschürfungen am Felsgestein zeigten. Fliegenschwärme umschwirrten die feuchten Pferdeäpfel.

Ein Grab hier zu schaufeln war unmöglich. Cole steckte Tuckers Leiche in einen Felsspalt und deckte sie mit Steinen ab, um sie vor Raubtieren zu schützen. Unbändige Wut erfüllte ihn plötzlich und er spuckte zu Boden. Joseph Tucker hatte ihm einmal erzählt, dass er mit dem Gold an seiner Tochter wieder gutmachen könnte, was er als junger Mann verabsäumte. Daraus würde nun nichts werden. Cole fühlte sich verpflichtet, die Frau über den Tod ihres Vaters zu benachrichtigen. Auch wenn die beiden keinen Kontakt miteinander hatten, sollte sie es doch erfahren. Er wusste nur ihren Namen und dass sie in Black Hawk lebte.

Cole hatte gerade nichts anderes zu tun. Er war ein Ruheloser, immer getrieben von etwas, das er selbst nicht be-

nennen konnte, der seinen Revolver vermietete und sich auch mal als Sheriff sein Geld verdiente.



Bis auf einen einzigen Mann waren die Passagiere der Postkutsche Goldsucher, die es danach drängte, ihr Glück zu finden. Der Kutscher holte ihr Gepäck vom Dach der Concord und schmiss es auf den Boden, sodass Staubfontänen hochstiegen. Matt Benbow stieg als Letzter aus. Auch wenn er wie ein Städter gekleidet war, ließ sich ein guter Beobachter dadurch nicht täuschen. Dunkelblondes Haar quoll unter seinem braunen Hut hervor. Für einen Mann war er nicht sonderlich groß. Auffallend war die quer über den Hals verlaufende Narbe, die ihm ein Bulle als Junge zugefügt hatte. Lange sah er sich um und nahm jede Einzelheit auf. Ein Teil der Stadt war innerhalb kürzester Zeit aus dem Boden gestampft worden. Neben einigen fest errichteten alten Häusern standen viele schnell erbaute Hütten und eine Menge Zelte. Auf der Mainstreet herrschte reges Treiben. Beladene Frachtwagen fuhren in die Stadt, schwer bepäckte Reiter ritten beiderseits zur Stadt hinaus. Viele Männer verließen zu Fuß die Stadt, mit schwerem Gepäck, Schaufel und Siebpfanne auf dem Rücken. Das Gold in den Bergen lockte die Glücksritter scharenweise an. Und nicht nur Glücksritter, wie Matt wusste. Er hatte nicht vor, länger hier zu bleiben als unbedingt nötig. Deshalb war es wichtig, die Frau, die er suchte, so schnell wie möglich zu



finden. Als Erstes jedoch würde er etwas essen. Ein Holzschild mit Teerfarbe beschriebenen, schiefen Buchstaben wies das Zelt als Restaurant aus. Matt steuerte darauf zu und trat ein. An grob gezimmerten Tischen saßen eine Menge Männer in abgetragener, schmutziger Arbeitskleidung. Einige aßen bereits, andere warteten ungeduldig. Die Luft war erfüllt von Schweiß, Tabak und Essensgerüchen.

Die Matrone am Eingang des Zeltes blaffte ihn an: »Steak, Bohnen und Kartoffeln. Zwei Dollar.«

Ein stolzer Preis, vor allem, wenn man nicht wusste, ob es essbar war. Matt zahlte den Betrag und nahm am Ende eines Tisches Platz.

»Hast du deinen Claim schon eingetragen?«, fragte der Mann neben ihm kauend. Reste seines Essens hingen in seinem Schnurrbart.

»Scheint wohl neue Goldfunde zu geben«, antwortete Matt.

Der Mann überwand seine Überraschung rasch, schüttelte verständnislos den Kopf und schaufelte sein Essen weiter in sich hinein. Eine junge Frau lief mit gerötetem Gesicht umher und teilte Essen aus. Sie war schnell und gab ihr Bestes, aber es war schwierig, den großen Andrang zu bewältigen. Einige rotblonde Strähnen hatten sich aus ihrer Frisur gelöst und hingen ihr widerspenstig ins Gesicht. Die Männer schlangen das Essen hinunter, verließen das Zelt und machten Neuankömmlingen Platz. Der Mann, an dem sie gerade vorbei lief, klatschte ihr mit einem schmierigen Grinsen auf den Po. Reflexartig drehte sie sich um und kippte den Inhalt des Tellers auf seinen Kopf.

»Fass mich nicht an«, zischte sie.

Die Matrone watschelte heran, packte den Mann am Hemdkragen und zerrte ihn hoch. Erst auf den zweiten Blick erkannte man in ihr eine Frau. Das unförmige Mannweib in dem dunklen, schmutzigen Kleid blickte auf den leeren Teller des Kerls. »Deinen Bauch hast du dir vollgeschlagen, also verschwinde.« Um keine Zweifel aufkommen zu lassen, zerrte sie ihn hervor und schubste ihn in Richtung Ausgang. Er versuchte erst gar nicht, sich zu wehren, sondern schlich hinaus. Nun wandte sich die Matrone an die Frau. »Stell dich in Zukunft nicht so an, wenn dich einer am Arsch packt. Wird nicht weniger. Das Essen zieh ich dir vom Lohn ab.«

Die Frau wollte aufbegehren, aber ein Blick in das Gesicht des Mannweibes machte ihr die Ausweglosigkeit klar. Mit zusammengepressten Lippen ging sie ihrer Arbeit nach. Als sie Matt einen Teller hinstellte, sagte er schnell, bevor sie sich abwandte: »Ich suche Jennifer, die Tochter von Joseph Tucker.« Irgendwo musste er mit seiner Suche beginnen. Warum nicht gleich hier?

»Ich wüsste nicht, wozu«, giftete sie.

Sollte das heißen, dass sie die Gesuchte war? Er wollte einen günstigen Moment abwarten, um mit ihr zu sprechen, doch die Matrone machte ihm unmissverständlich klar, dass er nach dem Essen verschwinden sollte. Matt sah sich in der Stadt um, fragte einige Male und erfuhr, dass er nicht der Erste war, der sich nach Jennifer Tucker erkundigte. Es konnte Zufall sein, doch Matt glaubte nicht an Zufälle. Er vertrieb sich die Zeit bis zum Abend, nahm an ei-

ner Pokerrunde teil, wo mit geringen Einsätzen gespielt wurde. Goldhungrige rüsteten sich in der Stadt aus, um in den Bergen das Eldorado zu finden. In vielen Hütten und Zelten waren Spieltische aufgestellt, rollende Bordelle, die mit den Goldfunden mitzogen, hatten sich angesiedelt. Jeder Spieltischbetreiber, jede Hure hatte ihren Obolus an die Stadtkasse zu entrichten. Gold zog nicht nur Goldsucher, sondern auch Gesindel jeder Art an, wie einige zwielichtige Gestalten in der Stadt bewiesen. Kurz vor Mitternacht ging Matt zum Restaurant. Er stoppte, bevor er in den Schein der Lampe vor dem Zelt trat, und lauschte dem Gespräch. Jennifer, sofern sie es war, unterhielt sich mit einem Mann.

»Ich will nicht, dass du hier arbeitest.«

»Von irgendetwas muss ich doch leben«, entgegnete Jennifer.

»Dann lass uns heiraten. Wir bauen uns in einer anderen Stadt eine Existenz auf«, drängte der Mann.

»Das haben wir bereits besprochen. Ich heirate keinen Mann, den ich nur wenige Tage kenne.«

»Aber Liebling, komm, küss mich.« Seine Stimme war schmeichelnd.

»Lass diese Tour. Das zieht bei mir nicht.«

Matt grinste. Sie war in Ordnung. Er trat nun in den Lichtschein. »Guten Abend. Ich würde mich gerne kurz mit Ihnen unterhalten. Dauert nicht lange. Falls Sie Bedenken haben, können wir das auch morgen bei Tageslicht machen.«

Ihr Verehrer wandte sich Matt zu. »Verschwinde!«

Seine Aussage gab vielleicht den Ausschlag für Jennifers

Entscheidung. »Ich bestimme selbst, mit wem ich mich unterhalte. Gute Nacht.« Ihr Tonfall ließ kein Missverständnis aufkommen. Sie wollte den Mann loswerden. Der Schwarzhäaarige mit Sichelbart ballte die Fäuste. Ohne ein weiteres Wort verschwand er in der Dunkelheit.

»Sind Sie Jennifer Tucker?«

»Ich wüsste nicht, was Sie das angeht.«

»Matt Benbow, ich arbeite für das Anwaltsbüro Brighton & Smith in Denver City«, erklärte er leise.

»Ich bin müde. Gute Nacht.«

»Sie haben mir noch nicht gesagt, ob Sie Miss Tucker sind.«

»Ist doch egal.«

»Sind Sie immer so giftig?« Welch unumgängliches Weib. »Sie haben von mir nichts zu befürchten. Wenn Sie Jennifer Tucker sind, sollten wir uns unterhalten.«

»Ich wüsste nicht, warum.«

»Es spricht für Sie, dass Sie mir nicht vertrauen. Würden Sie mich zum Office des Marshals begleiten?«

»Jetzt? Wollen Sie mich verhaften?«

»Keineswegs. Begleiten Sie mich, dann erfahren Sie Weiteres.«

Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens nickte sie. Den Weg bis zum Office legten sie schweigend zurück. Matt pochte an die Tür und trat ein. Der breitschultrige Mann mit dem Fünzfack auf der ärmellosen Lederweste grüßte und blickte sie fragend an.

»Matt Benbow, ich arbeite für Brighton & Smith in Denver City.«

»Was kann ich für Sie tun, Mr. Benbow?«

»Bevor ich Ihnen etwas über meinen Auftrag erzähle, muss ich wissen, ob es sich bei dieser Dame um Miss Jennifer Tucker handelt.«

Nach einer Minute des Überlegens nickte der Scheriff. »Miss Tucker lebte schon hier, als ich vor drei Jahren hier ankam.«

»Danke Sheriff.«

»Miss Tucker, ich habe den Auftrag, Sie nach Denver City zu begleiten, damit Sie ihr Erbe antreten.«

Jennifer schüttelte den Kopf. »Hier muss ein Missverständnis vorliegen. Ich habe niemanden zu beerben.«

»Ihr Vater, Joseph Tucker, ist Besitzer einer Goldmine. Die Besitzrechte gehen an Ihrem 21. Geburtstag an Sie über.«

»Ich will damit nichts zu tun haben.« Jennifers Augen blitzten.

Matt lächelte nachsichtig. »Er ahnte, dass Sie so reagieren. Sie sollen es als Wiedergutmachung sehen für etwas, dass ihr Vater nicht mehr ändern kann.«

Jennifer wandte sich ab und sah aus dem Fenster. An ihren Vater konnte sie sich nicht erinnern. Er war ein Herumtreiber, der selten zu Hause gewesen war. Er jagte einem Traum nach dem anderen hinterher, immer auf der Suche nach dem großen Eldorado, wie er es nannte. Zum letzten Mal hatte ihn Jennifer gesehen, als sie elf gewesen war. Ihre Mutter rackerte sich ab, um ihre Schwester und sie durchzubringen. Die Mutter starb an Typhus, ihre Schwester durch eine verirrte Kugel.

Sie drehte sich zu Matt. »Warum schickt er Sie, anstatt selbst zu kommen?«

»Vielleicht ist es ihm nicht möglich«, antwortete Matt leise. Die Frau, die ihm bis zum Kinn reichte, gefiel ihm. Auf den ersten Blick war sie keine Schönheit, dafür war ihre Nase ein wenig zu groß geraten und das Gesicht zu kantig. Doch ihre grünen Augen sprühten vor Stolz und das Wort Gold löste in ihr nicht die Reaktion aus wie bei anderen Menschen. Am auffallendsten war ihr rotblondes Haar. Zu gerne hätte er sie mit offenem Haar gesehen und seine Finger in der gekringelten Haarflut vergraben.

Mit gemischten Gefühlen bestieg Jennifer am nächsten Tag die Postkutsche. Sie wusste, dass sie keine Augenweide in dem einfachen dunkelblauen Kleid war. Im Gegensatz zu ihrem Arbeitskleid empfand sie es als Luxus. Sehr lange hatte sie sparen müssen, um sich den Stoff für ein zweites Kleid zu kaufen. Andere Arbeiterinnen, die sie kannte, besaßen ein einziges Kleid. Ihre Haube war gereinigt, doch auf den ersten Blick war zu erkennen, dass das gute Stück nicht das neueste war. Lange hatte sie mit sich gerungen, ohne Kopfbedeckung zu reisen, doch schlussendlich hatte die Vernunft gesiegt. Keine anständige Frau reiste ohne Hut oder Haube. Ihr Haar war schwierig zu bändigen, ständig lösten sich Strähnen und die Haarfarbe trug ihr Übriges dazu bei, die Locken wild und verrucht aussehen zu lassen. Jennifer merkte die heimlichen Blicke des Anwaltsgehilfen, wenn er sich unbeobachtet fühlte. Sie machte sich nichts vor. Erbt sie tatsächlich eine Goldmine, war sie für

jeden Mann attraktiv. blieb sie dagegen arm, war sie für einen angehenden Anwalt uninteressant. Als Kind hatte sie viele Träume und Illusionen gehabt, doch ihre Mutter hatte sie ihr mit harter Arbeit ausgetrieben. Sie sollte sich keine Flausen in den Kopf setzen, sonst würde sie wie ihr Vater werden, ein Taugenichts und Herumtreiber. Je älter sie wurde, desto weniger wurden die Träume, da die Wirklichkeit zu brutal war. Sie musterte die vier anderen Männer und fragte sich, ob einer von ihnen sein Eldorado bereits gefunden hatte. Sie trugen einfache Anzüge, nicht die feinen Tuchanzüge, mit denen sich erfolgreiche Geschäftsleute kleideten. Wie Goldsucher sahen sie auch nicht aus. Es waren eher Männer, die für sich einen Weg gefunden hatten, sich ein Stück vom Kuchen abzuschneiden, ohne in der Erde nach Gold zu wühlen. Für Jennifer hatten sie keinen Blick übrig, sie wirkten angespannt.

Wer die ersten Goldfunde für sich beanspruchen konnte, hatte gute Chancen, sein Gold in die nächste größere Stadt zu bringen. Später würden sämtliche Wege von Banditen überwacht, die ohne große Plackerei reich werden wollten.

Die verlangsamte Fahrt der Kutsche riss sie aus ihren Gedanken. Unmöglich konnten sie am Ziel sein. Plötzlich ein Schuss. Dann befahl eine Stimme von draußen, auszustiegen. Angstvoll riss Jennifer die Augen auf und klammerte sich an den Sitz.

»Braucht ihr eine Einladung?«, brüllte dieselbe Stimme.

Die vier unbekanntenen Männer nickten sich zu und zogen ihre Revolver. Der eine riss die Tür auf, sprang hinaus und der nächste hinterher. Mehrere Schüsse krachten.

»Wenn ihr nicht bald rauskommt, habt ihr nie wieder die Gelegenheit dazu«, rief ein Mann.

Matt Benbow nickte Jennifer aufmunternd zu, stieg aus und reichte ihr seine Hand. Hinter ihnen stiegen die anderen beiden aus. Ihre Waffen hatten sie wohlweislich wieder in ihre Holster geschoben. Als Erstes sah Jennifer drei bewaffnete Maskierte auf Pferden, dann erblickte sie die beiden Toten. Der Begleitmann hielt sich stöhnend seinen verletzten Arm. Jennifers Magen rebellierte, ihre Knie gaben nach. Halt suchend hielt sie sich an Benbow fest.

Der Sprecher von vorhin befahl den Männern, ihre Waffen auf den Boden zu schmeißen, dann stieg er ab, ging zur Kutsche und zog unter der Sitzbank eine kleine Kiste hervor. Er schoss mehrere Male auf das Schloss, bis es absprang. Die beiden Kutschenpassagiere ballten die Fäuste, doch ob der drohenden Waffengewalt mussten sie tatenlos zusehen, wie der Kerl ihre Goldnuggets in eine Satteltasche packte.

Jennifer betete stumm, dass die Banditen, die nun hatten, was sie wollten, gleich wegritten. Einer der Maskierten, der seinen Hut tief in die Stirn gezogen hatte, deutete auf Jennifer. Eine Woge der Furcht erfasste sie und ließ sie abermals taumeln, als der Bandit sie am Arm packte und mit sich riss. Ein gellender Schrei entwich ihrer Kehle. Aus den Augenwinkeln gewahrte sie, wie Benbow sich zu Boden warf, um seine Waffe zu ergreifen. Seine Finger erfassten den Revolver, als ihn ein Schuss zurückwarf.

»Wollt ihr's auf die harte Tour?«, fragte einer der Banditen auf dem Pferd die beiden Reisenden.



Sie schüttelten verneinend die Köpfe.

Jennifer wand sich unter den Griffen des Banditen und schrie mit schriller Stimme, bis er sie links und rechts ohrfeigte. »Bitte«, flüsterte sie weinerlich. Erst jetzt gewahrte sie das reiterlose Pferd, zu dem er sie zerrte. »Bitte lasst mich hier.« Angst hielt sie wie eine eiserne Faust umklammert und nahm ihr die Luft zum Atmen. Flehend bat sie noch einmal mit Tränen in den Augen: »Bitte, lasst mich hier.«

»Halt's Maul, Schlampe!« Mit einem Kopfnicken befahl er ihr wortlos, auf das Pferd zu steigen.

Sein drohender Blick hielt sie davon ab, noch einmal zu bitten. Nun konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten. Es war absehbar, was ihr bevorstand.



Aus dem Nest war eine Stadt geworden, seit er das letzte Mal hier gewesen war. Cole Shannon sah sich um. Er war schon in unzähligen Goldgräberstädten gewesen, die über Nacht gewachsen waren. Sobald das Goldvorkommen nachließ, verschwand der Großteil der Menschen und mit ihnen das Verbrechen. Er ritt vors Office des Sheriffs, stieg ab und band sein Pferd an. Die Postkutsche fuhr gerade in die Stadt. Cole registrierte verwunderte Gesichter, Menschen blieben stehen und tuschelten aufgeregt. Irgendetwas stimmte nicht, denn als die Kutsche vor der Station hielt, liefen mehrere Männer heran. Jemand rief nach dem She-

riff, der auch sogleich aus seinem Office stürmte und Cole fast umrannte. Er nahm sich Zeit für ein gemurmertes »Sorry, Mister, du stehst im Weg« und lief zur Kutsche. Cole lehnte sich an die Hauswand und beobachtete. Soviel er aus dem Wortgewirr verstand, war die Kutsche von drei Banditen überfallen, Gold geraubt, eine Frau entführt, zwei Männer verwundet und zwei getötet worden. Selbst für eine Boomtown ziemlich viel auf einen Schlag. Und sehr seltsam. Banditen entführten keine Frauen, denn für sie galt es, so schnell wie möglich zu fliehen. Vor der Kutsche versammelte sich eine Menschenmenge, zwei Tote wurden weggetragen. Cole wartete geraume Zeit, bis der Marshal mit verkniffenem Gesicht kam und ihm einen kurzen Blick zuwarf. »Wollen Sie zu mir?«

Cole deutete auf die Tür. »Für manche Gespräche ist es besser, keine Zuhörer zu haben.«

Der Marshal ließ ihm den Vortritt. Cole wollte gerade zum Sprechen ansetzen, als die Tür aufgerissen wurde.

»Sie sind verpflichtet, etwas zu tun!« Der Mann mit dem Kopfverband war sichtlich aufgebracht.

»Setzen Sie sich erst mal, Mr. Benbow«, sagte der Marshal und deutete auf einen Stuhl.

»Ich will mich nicht setzen, während eine Frau um ihr Leben bangt und noch Schlimmeres. Stellen Sie ein Aufgebot zusammen und befreien Sie Miss Tucker.«

»Moment«, unterbrach Cole. »Etwa Jennifer Tucker?«

»Was haben Sie damit zu tun?«, fuhr ihn der Mann an.

»Das würde ich auch gern wissen«, warf der Marshal ein.

»Ich soll Miss Tucker vom Tode ihres Vaters benachrichtigen.« Mehr wollte Cole noch nicht verraten. Erst musste er wissen, was genau vor sich ging.

Der Marshal nahm aus seiner Schublade eine Flasche und füllte drei Gläser. Auffordernd nickte er ihnen zu.

»Sind Sie sicher, dass es Miss Tucker ist, die entführt wurde? Es kann genauso gut jede andere Frau sein.«

»Miss Tucker wollte mit mir nach Denver City reisen, um das Erbe ...« Erschrocken brach der Mann den angefangenen Satz ab.

Cole ließ sich von der Stadtkleidung des Mannes nicht täuschen, der einmal als Cowboy gearbeitet hatte, wie Lariarben an den Händen zeigten.

»Es geht um Gold«, warf Cole ein.

»Wer sind Sie?«, fragte der Marshal.

»Cole Shannon. In den Bergen habe ich die Leiche von Miss Tuckers Vater gefunden. Er wurde gefoltert, bevor man ihn umbrachte.«

Benbow erbleichte. Mit einem Ruck stürzte er den Whisky hinunter und stellte das Glas auf den Tisch zurück. Er setzte sich rittlings auf den Stuhl, stützte seinen verbundenen Kopf auf die Arme und dachte nach. Unaufgefordert schenkte der Marshal nach. Cole winkte dankend ab.

»Wir müssen sie finden«, flüsterte Benbow.

»Die Frau kann vom Tode ihres Vaters doch noch gar nichts gewusst haben. Wie also kann sie ihr Erbe antreten?« Cole war mehr als verwundert.

»Was haben Sie damit zu schaffen, außer dass Sie einen Toten gefunden haben?«, fragte der Marshal. Sein dünnlip-

piger Mund über einem wuchtigen Kinn wirkte in seinem sonnenverbrannten, breitflächigen Gesicht fehl am Platz.

Cole wusste, wie er aussah in seiner abgetragenen, stau-  
bigen Kleidung, aus der er schon eine Weile nicht rausge-  
kommen war. Lange Ritze nahmen die Möglichkeiten, auf  
sein äußeres Erscheinungsbild zu achten.

»Ich kannte Joseph Tucker. Er hat oft davon gesprochen,  
dass er seiner Tochter eines Tages gegenüber treten wolle.  
Das ist ja nun nicht mehr möglich. Mit dem Gold wollte er  
ihre Zukunft sichern und auch einiges gutmachen.«

»Sagen Sie's ihm«, forderte der Marshal Benbow auf.

Zweifelnd blickte Benbow zu Cole. »An ihrem 21. Ge-  
burtstag geht Joseph Tuckers Goldmine in den Besitz seiner  
Tochter. Ich arbeite für die Anwaltskanzlei Brighton &  
Smith und hatte den Auftrag, mit ihr nach Denver zu fah-  
ren und alles zu regeln.«

»Das war der Grund für ihre Entführung.« Cole blickte  
den Marshal an.

»Das sehe ich auch so, denn Banditen entführen in der  
Regel niemand. Doch meine Amtsgewalt endet am Stadt-  
rand«, argumentierte der Sheriff.

Eine Weile schwiegen alle drei.

»Wollen Sie sie ihrem Schicksal überlassen, Sheriff Car-  
son?«, fragte Benbow müde.

»U.S. Marshals«, antwortete Carson knapp.

»Bis von denen einer hier ist, ist es für die Frau zu spät,  
das ist Ihnen wohl klar.« Benbow wurde wütend.

»Mir sind die Hände gebunden. Auch wenn meine  
Amtsgewalt weiter reichen würde, könnte ich die Stadt

nicht verlassen.« Carson kramte aus seiner Schreibtischlade einen Steckbrief hervor und hielt ihn Benbow und Cole hin.  
»Manoel Barrera, tot oder lebend.«

»Von ihm habe ich schon gehört. Ich dachte, er treibt sich weiter südlich herum.« Cole betrachtete den Steckbrief. Zehntausend Dollar waren auf Barreras Kopf ausgesetzt. Eine Menge Geld.

»Ein überfallener Goldgräber hat ihn anhand des Steckbriefs identifiziert. Er ist sich sicher, dass es Barrera und seine Bande war. Ich denke nicht, dass sich so viele Mexikaner hier herumtreiben. Wenn ich die Stadt verlasse, wird Barrera sie einnehmen. Er hat seine Spitzel überall. Zwei meiner Deputy Marshals wurden aus dem Hinterhalt erschossen. Ich bin sicher, dass er dahinter steckt.« Er zuckte bedauernd mit den Schultern. »Es tut mir leid, dass ich für die Frau nichts tun kann. Die Behörde ist bereits informiert. Ich warte auf das Eintreffen der Bundesmarshals. Barrera ist kein Unbekannter.«

Cole nickte den beiden zu und wandte sich zur Tür.

»Shannon, was hast du vor?« Carsons Stimme hielt ihn zurück.

»Ist eine hübsche Summe.«

»Ich sah dich in Silverton in Aktion. Doch ein einzelner Mann richtet gegen eine ganze Bande nichts aus.« Carson schüttelte den Kopf.

»Hab grad sonst nichts zu tun.«

»Ich komme mit.« Benbow sprang vom Stuhl.

Coles Augen zogen sich zu schmalen Schlitzern zusammen.

»Ich reite neben dir oder als dein Schatten. Such es dir aus«, kam es leise über Benbows Lippen.

»Du warst nicht immer Anwaltsgehilfe«, stellte Cole sachlich fest.

»Mein Vater besitzt eine Ranch. Ich wollte nicht wie meine zwei Brüder mein Leben lang stinkenden Kuhschwänzen hinterher reiten.«

»Und mit dem kannst du umgehen.« Es war mehr Feststellung als Frage mit dem Blick auf Benbows Colt.

Benbows Antwort war ein Grinsen.

»Kannst du die Entführer beschreiben?«

»Waren maskiert. Als ich es zu verhindern versuchte, wollten sie mir den Schädel wegballern. Nur ein Streifschuss.«

»Lass uns zum Ort des Überfalls reiten.«



In ihrem Leben hatte Jennifer schon mit vielen Situationen klarkommen müssen und war auch oft verzweifelt gewesen. Die Nettigkeit, mit der Glen Roseford sie in Black Hawk umgarnte, war vorbei. Er wirkte so kalt wie die Winter in Colorado. Der Schreck saß ihr noch immer in den Gliedern. Warum er sie entführte, hatte er noch mit keinem Wort erwähnt. Nach dem Überfall waren sie tief in die Berge geritten und rasteten an einer kleinen Quelle. Das Gesicht des anderen Banditen erinnerte Jennifer an einen Habicht. Der Dritte war kaum über zwanzig, mit blonden Lo-

cken und einem weichen Gesicht. Sogar seine Stimme hatte ein angenehmes Timbre. Er war ein gut aussehender Mann. Doch sobald man ihm in die Augen sah, erkannte man etwas darin, das nicht zu seinem Aussehen passte. Gier. Mordlust. Jeder Einzelne von den dreien flößte Jennifer Furcht ein. Sie waren gerade dabei, den Inhalt der Satteltasche aufzuteilen.

»Vielleicht sollten wir uns nur um die Kutschen und Goldgräber kümmern, die aus Black Hawk raus wollen. Jeder hat Gold bei sich.« Der blond Gelockte lächelte, als könne er niemandem etwas Böses anhaben.

»Wir sehen uns erst mal die Mine an«, entschied Roseford.

»Weiber bereiten doch nur Schwierigkeiten. Am besten, wir machen sie kalt«, sagte Habichtgesicht emotionslos.

»Nein.« Rosefords Ton war unmissverständlich.

Er sagte dies nicht aus Menschenfreundlichkeit, dessen war Jennifer sicher. Sie ahnte, dass es mit ihrem Erbe zusammenhing. Das Grauen packte sie mit brutaler Gewalt. Verzweifelt unterdrückte sie aufsteigende Tränen. Mitleid konnte sie von diesen Männern nicht erwarten.

»Verdammte Scheiße«, knurrte Roseford und stieß mit dem Fuß einige Goldnuggets unter die Satteltasche.

Wie auf ein geheimes Kommando sprangen die Männer gleichzeitig auf. Habichtgesicht zog den Revolver oder besser gesagt, er war im Begriff, ihn zu ziehen, doch eine Kugel von einem der Reiter stieß ihn zu Boden, noch bevor er die Waffe richtig aus dem Holster gezogen hatte. Neun Reiter. Der Mann neben dem Mexikaner hielt seine rauchende

Waffe in der Hand.

»Amigos«, sagte der Mexikaner und grinste. »Das ist keine besonders nette Art, Amigos zu begrüßen. Wo bleibt die Gastfreundschaft?« Der Mexikaner trug eine kurze Jacke, wie bei vielenHacienderos üblich. Seine gesamte Kleidung war schwarz. Silberdollars mit einem Loch in der Mitte auf ein Band gefädelt zierten seinen Hut. Der Reiter neben ihm, der ebenfalls mexikanisches Blut in sich hatte, begnügte sich mit einem Hutband aus Schlangenhaut. Die anderen Reiter waren Mexikaner, Weiße und Mischlinge, abgerissen und schmutzig. Jeder Einzelne hatte wahrscheinlich die Todesstrafe nicht nur einmal verdient.

»Amigos, ihr habt etwas, das uns gehört.« Der Mexikaner bleckte die Zähne.

»Wüsste nicht, was das sein sollte«, entgegnete Roseford. Jennifer erkannte die Abgebrühtheit Rosefords. Er hatte nichts zu verlieren. Nur mit Kaltblütigkeit konnte man Banditen beeindrucken.

Der Mexikaner lachte. Seine Kumpane fielen in das Lachen ein. Mit einem Mal wurde er ernst und deutete auf die Satteltasche am Boden. Jennifer spürte die Spannung, die wie eine geballte Ladung Dynamit, die jeden Augenblick losgehen konnte, in der Luft lag. Roseford und der Mexikaner blickten sich stumm an. Nach einer schier endlosen Zeit sagte der Mexikaner: »Ich halte euch zugute, dass ihr in gutem Glauben gehandelt habt, doch das ist unser Gebiet.« Er bleckte seine Zähne.

Roseford nickte ob der drohenden Übermacht. Sein Mienspiel hatte er gut in der Gewalt. »Dann haben wir uns



wohl die falsche Gegend ausgesucht. Wenn das so ist«, er zuckte mit den Schultern, »dann reiten wir weiter.«

Der Mexikaner schüttelte den Kopf. »Ihr nehmt doch die Einladung in unser Camp an. Amigos sind bei Manoel Barrera immer willkommen.« Sein Grinsen war weit weg von einer freundlichen Geste. Es erinnerte eher an das des Teufels, der sich einer neuen Seele sicher war. »Wem gehört die Puta?« Der Blick, mit dem er Jennifer maß, trieb ihr ein Frösteln über den Rücken. Er betrachtete sie bereits als sein Eigentum.

»Mir.« Roseford beherrschte sich mühsam. Er wusste, dass sie Gefangene waren, auch wenn man ihnen die Waffen ließ.

Jennifer wusste nicht, ob sie vorher besser dran gewesen war. Jedenfalls trug die Frage des Mexikaners nicht dazu bei, zu hoffen, ihre Lage hätte sich verbessert. Im Gegenteil. Das flaue Gefühl im Magen verstärkte sich. Sie atmete flach, um den Würgereiz zu unterbinden. Wie eine Schlange zog sich das Grauen von der Magengegend durch ihren Hals.

»Vamanos.«

Die Aufforderung war unmissverständlich. Einer der Companeros schnappte sich die Satteltasche und deutete aufzusitzen. Um den Toten kümmerte sich niemand, nur das reiterlose Pferd nahmen die Banditen wie selbstverständlich in Beschlag. Blondlocke, Roseford und Jennifer saßen auf. Sie wurden von der Bande in die Mitte genommen und ritten tiefer in die Berge. Jennifer widerstand dem Impuls, ihr Pferd anzutreiben, als sie die gierigen Bli-

cke der Banditen bemerkte, die sie beobachteten. Sie konnte nicht verhindern, dass ihre Beine zu viel Fleisch zeigten. Ihre Lage war so aussichtslos, dass sie am liebsten geheult hätte, doch geändert hätte es nichts. Sie war weit davon entfernt, naiv zu sein oder vergebliche Hoffnungen zu hegen. Die Tragik war, dass Frauen nicht viele Möglichkeiten offen standen. Eine davon war, mit dem Anführer oder dem Mann, dem sie zugeteilt werden würde, gut auszukommen, so weit es ihr möglich war. Die Aussicht ließ sie frösteln und trieb ihr die Tränen in die Augen. Für einen Moment stellte sie sich die Frage, ob sie es in ihrem Leben nicht schon schwer genug gehabt hatte. Zornig wischte sie sich die Tränen aus den Augen.

Das Banditenlager lag gut geschützt in einem Canyon, entweder nur durch Zufall zu finden oder man kannte den Weg. Diese Erkenntnis nahm Jennifers letzten Funken Mut und Hoffnung, falls es den noch gegeben hatte. Mit hängenden Schultern erkannte sie, dass die Bande wohl beabsichtigte, sich länger hier aufzuhalten. Drei kleine Hütten und einige Zelte waren aufgestellt. Eine Frau, eindeutig mexikanischer Abstammung, holte aus einer naheliegenden Quelle Wasser. Jennifer stutzte. Wie eine Gefangene sah sie nicht aus. Sie lachte und winkte einem der ankommenden Reiter zu. War es wirklich möglich, dass sie freiwillig hier war, oder machte sie einfach das Beste aus ihrer Situation? Eine jüngere Frau, ebenfalls Mexikanerin, lief aus einer der Hütten direkt der anderen in die Arme, die sie abfing, schalt und ohrfeigte. Gleich darauf kam ein Mann aus derselben Hütte, packte die Junge und zog sie

mit sich.

»Für Amigos ist immer ein Haus frei.« Manoel Barrera grinste. Er stiefelte auf die Hütte zu, in der der Mann mit der Frau verschwunden war. Kurz darauf lief die Frau heraus und der Mann folgte zorngerötet. War er vorhin durch die Flucht der Frau bei dem gestört worden, was er vorhatte, war es jetzt der Anführer, der ihm sein Vergnügen vergällte. Der Zorn ließ ihn seinen Revolver aus dem Gurt ziehen, den er über der Schulter trug. Er bekam die Waffe heraus, dann schoss der Anführer mit ausdrucksloser Miene. Nachdem er sich vergewisserte, ob er tot war, wurde er weggetragen, als gehöre dies zum Alltag.

»Manoel Barrera heißt euch in seinem Lager willkommen.« Er deutete zur Hütte, aus der er eben den Banditen vertrieben hatte.

Roseford packte Jennifer grob am Arm und trieb sie zur Hütte.

»Wie kommen wir aus der Scheiße raus?«, flüsterte Blondlocke, als sie im Inneren waren.

Die Hütte war unverschlossen, doch dass sie Gefangene waren, lag auf der Hand.

»Halt's Maul Steve, ich denke nach«, knurrte Roseford.

Jennifer setzte sich auf einen Stuhl, sonst wären ihre Beine weggeknickt. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, ihre Hände zitterten. Sie wünschte sich einzuschlafen und dann aus dem Albtraum zu erwachen, als sei nie etwas Derartiges geschehen. Wie ungerecht hatte sie immer ihr Leben empfunden, war arm aufgewachsen, hatte für den Drachen im Restaurant für einen Hungerlohn geschuftet. Doch das war

alles nichts gewesen im Gegensatz zu dem, was sie hier zu befürchten hatte. Wie konnte ihr Vater ihr das nur antun? Zuerst verschwand er und ließ die Familie im Elend zurück, während er irgendwelchen Träumen hinterherjagte, und dann vermachte er ihr eine vermeintliche Goldmine, die sie nur noch tiefer in den Schlamassel hineinzog. War er nicht ein einziges Mal in der Lage, etwas richtig machen?



Cole und Matt ritten langsam näher und zügelten die Pferde. Zwischendurch hatten sie immer wieder die Spur verloren, doch Cole war ein guter Fährtensucher und zudem sehr geduldig. Den drei Männern war ihre Härte ins Gesicht gemeißelt. Ihre langen Mäntel waren auf der rechten Seite, ihrer Revolverseite, zurückgeschlagen. Sie hatten auf sie gewartet, denn auf dem harten Boden waren die Hufschläge weit zu hören. Die Hände der drei schwebten wie Bussardklauen nahe ihrer Revolver. Entweder Männer des Gesetzes oder der anderen Seite. Cole war sich unklar, wo er sie einordnen sollte.

»Schöner Tag heute.« Cole brach das Schweigen und starrte auf den Toten zu Füßen der Mantelträger.

Keiner der drei antwortete. Niemand zog die Waffe, doch jeder hielt seine Hände in der Nähe der Holster, jederzeit bereit, blitzschnell zu ziehen.

Cole nahm die blecherne, von sonnenhartem Leder umhüllte Wasserflasche, die an seinem Sattel hing, löste den

Korke mit den Zähnen und nahm einen kräftigen Schluck.

»Ist schon eine Weile tot.« Wieder war es Cole, der sprach. »Ihr seid nicht sehr gesprächig oder irre ich mich?«

Mindestens zwei waren Brüder, so ähnlich wie sie sich sahen. Weder antworteten sie, noch rührten sie sich.

Der Tote war von Raubtieren übel zugerichtet worden, die Festmahl gehalten hatten.

»Ich hoffe, ihr habt keine Spuren zertrampelt. Ihr habt doch nichts dagegen, wenn wir absteigen?« Für Banditen waren sie zu ruhig. Es gab viele Revolvermänner, denen man Kaltblütigkeit nachsagte, doch drei von denen auf einem Platz in Eintracht war so gut wie unmöglich. Schon allein deshalb, weil diese Garde immer rausfinden wollte, wer der Schnellere war. Blieb also nur noch die Möglichkeit, dass es sich um Gesetzesmänner handelte.

»Redet ihr immer so viel?«, fragte Cole grinsend, während er abstieg. Er war sich sicher, dass die Anspannung bei den dreien stieg. »Ihr seid wie eine Büffelherde herumgetrampelt. Wie soll ich eure Spuren von den anderen unterscheiden? Ist euch mit den Mänteln nicht zu warm?« Cole versuchte, sie aus der Reserve zu locken, doch Lachen schien den Männern fremd zu sein. Mit unbeweglichen Mienen beobachteten sie ihn, wie er umherging und die Spuren am Boden sichtete.

»Ich glaube, das sind die Wittlifs«, sagte Matt, der noch immer auf seinem Pferd saß.

Cole schob mit dem Zeigefinger seinen Hut in den Nacken. »Ja, kann gut möglich sein.«

Als keiner der drei Anstalten machte, zu antworten,

fragte er: »Und, seid ihr es?«

»Wer lässt fragen?«

»Na endlich, dachte schon, ihr könnt nicht reden. Cole Shannon.«

Matt stellte sich ebenfalls vor.

»Was macht ihr hier?«

»Jungs, so kommen wir nicht weiter. Wir wollen nichts von euch.« Cole schob seinen Hut noch weiter zurück. »Wir verfolgen Postkutschenräuber, die eine Frau entführt haben.«

Nun kam doch Leben in die Männer, die bis jetzt bewegungslos gestanden hatten.

»War er einer davon?«

Cole blickte Matt fragend an, der vom Pferd stieg. Er trat näher an die Leiche heran und zuckte mit den Schultern. »Sie waren maskiert und haben mir das verpasst.« Er deutete auf den Verband, der unter dem Hut sichtbar war.

»Dyson Wittlif, mein Bruder Basel. Larry ist unser Cousin.« Die beiden Brüder sahen sich sehr ähnlich. Kantige Gesichtszüge mit dunklen, buschigen Augenbrauen, schmale Lippen, die wahrscheinlich selten lächelten. Larrys Gesicht besaß die gleichen harten Linien. Einzige Ausnahme bildeten seine Augenbrauen, die nur spärlich wuchsen. Alle drei waren sehr groß und hager. Mochte man den Gerüchten Glauben schenken, war ein Wittlif nie alleine unterwegs. Es gab sie nur im Dreiergespann. Jeder Einzelne war eine Nummer für sich. Zu dritt waren sie unschlagbar, glaubte man den Erzählungen. Für den Staat arbeiteten viele harte Männer, die Wittlifs zählten zu den härtesten U.S.

Marshals.

»Hinter wem seid ihr her?« Dyson Wittlif zeigte nur ein breites Grinsen.

Cole grinste zurück. »Tut nichts zur Sache. Wenn ihr in der Gegend bleibt, werden wir uns sicher noch mal begegnen.

»Hier soll es zurzeit ungesund sein«, entgegnete Wittlif.

»Mach dir keine Sorgen um unsere Gesundheit.« Cole drehte sich um und trat zu seinem Pferd.

»Warum seid ihr hinter den Räufern her? Ihr seid keine Sheriffs.«

»Berufsinteresse?«, fragte Cole.

»Ich weiß einfach gern, woran ich bin. Und wie du schon sagtest, möglicherweise kreuzen sich unsere Wege.«

»Cole, allein haben wir gegen die Bande keine Chance«, platzte Matt hervor. Er war ungeduldig. »Und die Zeit drängt. Es geht um die Frau.« Er wandte sich an Wittlif. »Sie ist Erbin einer Goldmine und wurde deshalb entführt.«

Dyson Wittlif nickte verstehend.

»Ihr seid doch U.S. Marshals. Seid ihr wegen Barrera hier? Marshal Carson aus Black Hawk sagte, er habe die Behörden informiert.«

Die Wittlifs schwiegen. Bis auf Dyson hatte noch niemand geredet.

»Eine Menge Pferdehufe.« Cole deutete auf den Boden.

»Mindestens sieben Pferde, wahrscheinlich mehr. Sie kamen von dort.« Dyson Wittlif zeigte mit der Hand nach Nordwesten. »Hier haben vier Personen gerastet, nur drei

sind weggeritten. Mit den anderen in die Richtung, aus der sie gekommen waren.«

Nicht umsonst erzählte man sich Wunderdinge über die Wittlifs.

»Was wisst ihr über Barrera?« Wieder war es Dyson, der sprach.

»Carson glaubt, dass er sich in dieser Gegend aufhält. Ein unangenehmer Zeitgenosse, der für einen Dollar seine eigene Großmutter verkauft.«

»Ihr solltet von hier verschwinden, solange ihr noch Gelegenheit dazu habt. Für Barrera reitet der mieseste Abschaum.«

»Hab grad sonst nichts zu tun. Die Frau ist die Tochter eines ermordeten Freundes.« Nachdenklich schweifte sein Blick nach Nordwesten. »Wenn wir davon ausgehen, dass hier die Entführer mit der Frau gelagert haben, dann gehören sie entweder zu Barreras Bande oder sind Gefangene.«

Matt presste seine Lippen zu einem schmalen Strich. Cole fragte sich, warum Matt unbedingt in die Scheiße treten wollte. Ob Jennifer so schön war, dass er sich Hals über Kopf in sie verliebt hatte? Warum sollte ein Anwaltsgehilfe sich sonst auf so ein Abenteuer einlassen. Die Aussicht auf Gold konnte es nicht sein. Es gab leichtere Möglichkeiten, an so etwas zu kommen.

»Wir arbeiten immer alleine.«

»Egal wie ihr es dreht. Wir werden uns öfter begegnen, freiwillig oder unfreiwillig.« Cole und Dyson Wittlif starrten sich an. Cole wusste, dass er dem Blick standhalten würde, doch er wusste nicht, wie lange Wittlif das in die



Länge ziehen wollte. Die Blicke zweier Augenpaare bohrten sich ineinander, als wollten sie sich nie mehr lösen. Eine gute Taktik der Wittlifs, denn die meisten gaben nach wenigen Augenblicken auf, wenn dunkle Augen bis auf den Grund der Seele schauten. Doch nicht Cole. Er hielt dem Blick auch dann noch stand, als Matt leise fluchte, wie blöd es sei, hier herumzustehen, während eine junge Frau um ihr Leben bangte. Seine Stimme wurde immer lauter.

»Scheinst ein harter Bursche zu sein, Cole Shannon«, sagte Wittlif nach einer Ewigkeit.

»Finde es raus.«

»Wir geben die Befehle. Ihr hustet nicht mal, ohne das vorher mit uns abzusprechen.«

Wittlif machte dieses Zugeständnis nur, um sie beide im Auge zu behalten, nicht weil sie sie brauchten, das war Cole klar. Genauso sicher war es auch, dass sie zu zweit gegen eine Bande Hartgesottener nicht die geringste Chance hatten. Sie waren auf die drei angewiesen. Deshalb nickte er.



Barrera betrat die Hütte. »Was willst du, Gringo?«

»Wir möchten für dich reiten«, antwortete Roseford.

Barrera lachte schallend.

»Ich habe ein gutes Geschäft für dich«, versuchte Roseford dem Mexikaner die Sache schmackhaft zu machen.

»Was sollte das schon sein?«, entgegnete Barrera.

»Gold«, flüsterte Roseford. »Sehr viel Gold.«

Im Barreras Augen blitzte es auf. Ein wildes Lächeln legte sich auf seinen Mund. Mit einem Kopfnicken forderte er Roseford auf, zu sprechen. Roseford erzählte ihm von Tucker. Als er die Folter schilderte, die sie ihrem Vater angehan hatten, stöhnte Jennifer gequält auf. Mit angezogenen Beinen saß sie auf der Pritsche und begann zu zittern. Unkontrolliert bewegten sich ihre Hände, die sie krampfhaft versuchte, unter Kontrolle zu bringen. Durch einen Tränenschleier sah sie, wie sich Barreras Kopf ihr zuwandte. Es war, als kralle sich etwas in ihrem Magen fest. Ihre Zähne knirschten, als sie sie fest zusammenpresste, um nicht aufzuschreien. Nach einer Ewigkeit, wie es ihr schien, drehte sich Barrera wieder zu Roseford. »Reiten wir zur Mine.«

»Dazu müssen wir erst nach Denver.«

»Sie wird uns zur Mine führen.«

Roseford schüttelte mitleidig den Kopf. »Sie wusste doch bis vor Kurzem von der Mine nichts. Bei einem Anwalt in Denver liegt der Lageplan. Sie ist ein richtiges Goldstück, denn an ihrem 21. Geburtstag erbt sie alles. In wenigen Tagen ist es soweit. Ich reite mit ihr nach Denver, um alles zu regeln.«

Barrera betrachtete ihn wie eine Schlange ihr Opfer, jederzeit bereit, zuzustoßen. Er wusste genau, dass er als Mexikaner schlechte Karten hatte. Der Anwalt würde sofort bemerken, dass etwas nicht stimmte. Bis alles geregelt war, brauchte er beide, Jennifer und Roseford. Und dann? Welche Chancen blieben Jennifer? Sollte sie es darauf ankommen lassen, irgendetwas in Denver zu wagen? Er würde sie gnadenlos erschießen, das war ihr bewusst. Doch ein

schneller Tod war sicher erträglicher als das, was ihr später bevorstand. Die Bande würde sie nicht freilassen.

»Pass gut auf das Goldtäubchen auf. Wir reiten morgen.« Barreras Worte ließen keinen Widerspruch zu.

Jennifer starrte auf die Tür, die er zuknallte. Was hatte ihr Vater ihr nur angetan? Gold machte alle verrückt, brachte nur Tod und Gewalt mit sich. Wie sie es auch drehte und wendete, für sie sprang nichts Gutes dabei heraus.



Es war früher Vormittag, als sich Matt, Cole und die drei Wittlifs vor Denver trennten und in die Stadt ritten. Der erste Weg führte sie ins Anwaltsbüro.

»Gut, dass Sie da sind, Benbow, es gibt neue Arbeit. Wie sehen Sie denn aus?« Der korpulente Mann, dessen Hals fast so dick war wie sein Gesicht, schnaufte. »Guten Tag. Wie kann ich dem Gentleman helfen?« Damit meinte er Cole.

»Mr. Smith, es handelt sich um den Tucker-Auftrag ...«

»Ja, ja«, unterbrach Smith seinen Angestellten. »Das ist erledigt. Miss Tucker war gerade hier. Was kann ich für Sie tun?« Er wandte sich an Cole.

»Es geht um Miss Tucker. Ich glaube, sie wurde entführt.«

Smith wedelte mit der Hand. »Dann wäre sie nicht hier gewesen.«

Es pochte an der Tür. Gleich darauf trat Dyson Wittlif

ein.

Smith bekam große Augen, als Wittlif sich vorstellte, sein Abzeichen zeigte und ihm erklärte, um was es ging.

»War sie alleine?«, fragte Cole.

Eine Weile starrte Smith grübelnd vor sich hin. »Ich bin an meine Schweigepflicht gebunden«, sagte er und warf Wittlif einen scheuen Blick zu.

Als Cole seine Faust auf den Tisch knallte, zuckte Smith. »Ich pfeif auf Ihre Schweigepflicht. Es geht um das Leben der jungen Frau«, knurrte er.

»Ein bisschen schnell«, forderte Dyson. Auch wenn seine Stimme leise war, verlor sie nichts an Härte.

»Sie war in Begleitung eines Mannes.«

»Verdamnte Scheiße«, entfuhr es Cole.

»Sie sah nicht gerade glücklich aus«, sprach Smith weiter.

»Ist Miss Tucker noch im Besitz der Rechte oder hat sie sie verkauft?«

»Sie hat ihre Rechte an diesen Mann verkauft, weil sie als Frau mit einer Mine nichts anfangen kann.«

»Wo liegt das Registerbüro?«

»Zwei Häuser weiter. Doch den Weg können Sie sich sparen. Ich zeige Ihnen, wo sich die Fundstelle befindet.« Auf einer riesigen Landkarte an der Wand zeigte Smith den Weg zu der Stelle, an der Tucker den Goldfund seines Lebens gemacht hatte.

»Wie lange sind sie weg?«, fragte Wittlif.

»Sie sind vor einer Stunde gegangen.«

»Verdamnte Scheiße, wir haben sie knapp verpasst«,

knurrte Matt.

»Benbow!« Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, hätte Smiths erboste Stimme Cole zum Grinsen veranlasst. »Benbow«, wiederholte Smith. »Ich habe eine neue Aufgabe für Sie.«

Matt schüttelte den Kopf. »Der Tucker-Auftrag ist noch nicht erledigt.«

»Natürlich.« Smith wiegte seinen massigen Schädel. »Legen Sie endlich diese Kleidung ab und machen Sie sich an die Arbeit.« Er wedelte mit den Händen.

»Zuerst der Tucker-Auftrag.« Bei den letzten Worten war Matt bereits an der Tür und drückte sie auf. Dyson und Cole nickten Smith zu und folgten ihm. Für einen Anwaltsgehilfen fluchte Matt gewaltig. »Wir müssen sofort zur Mine ...«

»... und reiten den Bastarden direkt in die Arme«, setzte Dyson den Satz fort. »Nur die Nerven bewahren.« Matt wollte aufgebracht etwas erwidern, doch ein Blick in Dysons dunkle Augen ließ ihn verstummen.

Am nordwestlichen Stadtrand trafen sie auf Basel und Larry, wie es abgesprochen war.

»Zwei Mex ritten auf diesem Weg in Richtung Berge«, erzählte Basel. »Sie taten so unauffällig, dass es auffällig war.«

Cole hegte berechnete Zweifel, ob die Besagten wirklich zu Barreras Bande gehörten, hütete sich jedoch, dies laut zu denken. Basel und Larry hatten schon gute Vorarbeit geleistet, was die Spuren der beiden Mex anbelangte. Bei einer Baumgruppe nahe der Stadt, wohin sie die Spur ver-

folgten, stießen sie auf ein Lager, wie mehrere Pferdehufe und Fußspuren verrieten.

»Sechs Reiter haben hier gelagert«, sagte Basel. »Vier kamen aus der Stadt, jeweils zu zweit.«

»Könnten die Spuren der Frau und ihres Begleiters dabei sein.« Dyson betrachtete die Fährten. »Sie sind alle in die Berge geritten.«

Wieder einmal bewunderte Cole die Fähigkeit der Wittlifs. Sie folgten den Spuren. Je weiter sie in die Berge vordrangen, desto vorsichtiger wurden sie. Irgendwann verließen sie die Fährte und ritten in einem Bogen in Richtung der Mine anhand der Skizze, die Dyson im Anwaltsbüro gefertigt hatte.

»Hier lagern wir.« Dyson hatte den Platz gut gewählt. Eine Gruppe Kiefern und mehrere große Felsblöcke boten Sichtschutz.

Deutlich war am Horizont die Felsnadel sichtbar, die die Lage der Mine kennzeichnete, sicher noch an die zwei Meilen entfernt.

»Wir können nicht einfach lagern, während sich die Frau in den Händen der Banditen befindet.« Matt machte keine Anstalten abzusteiigen. Er war sichtlich zornig.

»Wir lagern. Im Morgengrauen sehen sich Basel und Larry um.« Dem Blick von Dyson hielt Matt nicht stand. Er drehte sich weg. Seine Ungeduld war besorgniserregend. Cole würde einen Blick auf ihn haben, bevor er in seiner Unachtsamkeit etwas Dummes tat, das alles gefährdete. Sie sattelten ab und machten es sich so gemütlich wie möglich. Feuer zu entfachen war zu gefährlich. Ihre Mahlzeit be-

stand aus kaltem Rauchfleisch, hartem Maisbrot und Wasser. Was hätte Cole für heißen, starken Kaffee gegeben. Gespräche kamen nur stockend in Gang, zu schweigsam waren die Wittlifs. Obwohl sie entspannt wirkten, war sich Cole sicher, dass sie alles um sich herum registrierten. Leise schnaubten die Pferde, die zwischen den Bäumen angeleint waren. Als die Dunkelheit hereinbrach, rollten sie ihre Satteldecken aus. Matt war der Erste, der in den Schlaf fiel, wie seine regelmäßigen Atemzüge zeigten. An das Leben draußen war er nicht mehr gewöhnt, zu lange war es her, dass er von morgens bis abends auf dem Pferd gesessen hatte. Es war angenehmer, regelmäßig in einem Bett unter einem Dach zu schlafen als unter freiem Himmel. Falls er vorgehabt hatte, etwas auf eigene Faust zu unternehmen, machte ihm der Schlaf des Gerechten einen Strich durch die Rechnung.

Ohne Übergang glitt Cole aus tiefem Schlaf ins Wachsein. Sekundenlang lag er still da und nahm die Geräusche der Umgebung in sich auf. Dann entspannte er sich. Basel und Larry machten sich auf den Weg. Noch war es tiefe Nacht, doch bald würde das erste Licht des Morgenrauens schimmern. Dyson war ebenfalls erwacht, wie Cole an dessen Atemzug feststellte. Nur Matt bekam von alledem nichts mit. Er war der Letzte, der sich morgens schlaftrunken erhob. Als er die Abwesenheit von Basel und Larry registrierte und Dysons Bedächtigkeit, als hätte er alle Zeit der Welt, rastete er aus.

»Ihr wollt Männer des Gesetzes sein und lasst eine Frau im Stich!« Zorngerötet klatschte Matt seinen Hut gegen

eine Kiefer, als würde diese Reaktion etwas ändern. »Euch interessiert doch nur das Kopfgeld, das auf Barrera ausgesetzt ist, alles andere lässt euch kalt.« Er beugte sich leicht nach vorne, seine rechte Hand nahe dem Revolver.

Cole riss ihn am Arm zurück. »Reiß dich zusammen, verdammt noch mal. Du Idiot, sollen wir den Bastarden in die Arme reiten? Wir wissen nicht mal, wie groß Barreras Bande ist.«

Matt hätte gegen Dyson nicht die geringste Chance. Dyson schlug seinen Mantel zurück, sodass er seinen Revolver gut ziehen konnte. Seine Hand schwebte ebenfalls nahe der Waffe. »Du solltest auf deinen Freund hören, ist gesünder für dich«, murmelte er.

War Matt zuerst drauf und dran gewesen, sich auf Dyson zu stürzen, spürte Cole, wie er sich allmählich entspannte. Anscheinend arbeiteten seine Gehirnzellen wieder normal. Dass die Wittlifs nicht nur aus reiner Freundlichkeit der Menschheit gegenüber Banditen jagten, war Cole klar. Wahrscheinlich hatten sie auf ihren Fährten einiges an Barmherzigkeit eingebüßt. Doch nicht umsonst waren sie die Besten ihrer Gilde. Das wurde man nicht, wenn man allzu viel Mitgefühl und Erbarmen zeigte.

Sie verließen das Lager, Dyson an der Spitze, Cole am Schluss, um Matt im Auge zu behalten.



Die Nacht hatte keinerlei Erholung für Jennifer gebracht.



Zu erschöpft war sie gewesen. Sie blickte zur Felsnadel empor, die durch Nebelschwaden in die Höhe ragte. Dort oben sollte das Gold liegen, ihr Verhängnis. In Denver hatte Sie Roseford angefleht, sie laufen zu lassen, doch er hatte zu große Angst vor Barrera. Er hatte ihr gedroht, ihr Gesicht zu zerschneiden, sollte sie zum Anwalt etwas Falsches sagen. Die Furcht, er könnte seine Drohung wahr machen, war zu groß gewesen, irgendetwas zu wagen. Vor allem, da ihr der Anwalt keine Hilfe gewesen wäre. Roseford hätte ihn sofort niedergeschossen. Für Barrera ritt der mieseste Abschaum. Die gierigen Blicke der Banditen drangen bis ihr Innerstes. Sie könnte sich vom Felsen stürzen, zu dem sie gerade hochkletterten. Doch dafür besaß sie nicht den Mut. Sie verachtete sich für ihre Feigheit.

Während ein Mann bei den Pferden blieb, stiegen die anderen empor. Die Gier nach Gold stand den Männern im Gesicht. Unbarmherzig trieben sie Jennifer an. Je länger der Aufstieg dauerte, desto öfter stolperte sie. Bald waren ihre Knie und Handballen aufgeschürft. Ihr Rock verhedderte sich an einem Gestrüpp. Zornig auf sich selbst, auf ihren Vater, auf die Banditen und auf die gesamte Welt zerrte sie solange daran, bis der Stoff riss. Sie taumelte und fiel einem der Banditen hinter ihr in die Arme. Der nutzte die Gelegenheit sofort, packte sie von hinten und presste seine Hände auf ihre Brüste. Jennifer fauchte, wollte sich aus der Umklammerung winden, doch er hielt sie fest. Mit Schwung trat sie mit ihrem Stiefelabsatz nach hinten.

»Du verdammte Hure«, zischte er, wirbelte sie herum und klatschte ihr ins Gesicht.

Barrera, der einige Yards vor ihnen ging, drehte sich um. Was er auf Spanisch zu dem Mann sagte, verstand Jennifer nicht. Ihr Widersacher streckte seine Hände von sich. »Si, Manoel.« Es war keine Geste der Unterwerfung, sondern lediglich, dass er den Befehl respektierte.

Barreras Blick blieb an ihr hängen, und da erkannte sie es. Sie war sein Besitz! Außer Atem erklomm sie das letzte Stück und hockte sich auf den Boden. Das große Felsplateau endete an einem Felsen, deren Spitze weithin sichtbar war. Ein Felsspalt, fast so groß wie ein Mann, war natürlicher Art.

Paco, Barreras rechte Hand, hatte sogar eine Fackel mitgebracht. Er riss ein Streichholz an seinem Stiefelabsatz, entzündete die Fackel und reichte sie an den Anführer weiter. Barrera gab einige Anweisungen und verschwand mit einem Mann in der Mine. Paco blieb mit den fünf anderen und Jennifer draußen. Roseford und der Lockenkopf mussten ebenfalls draußen bleiben. Die Angst hielt Roseford davon ab, dagegen zu meutern. Deutlich war den Männern anzusehen, dass jeder von ihnen gerne hineingegangen wäre. Bald erschien Barrera mit seinem Mann wieder. Sie schlepften zwei schwere Satteltaschen, die sie auf den Boden warfen. Jennifer vermutete Goldnuggets darin.

»Und, was meinst du dazu?« Aufgeregt deutete Roseford zum Mineneingang. »Ich hab dir nicht zu viel versprochen. Das Gold macht uns reich.« Sein Adamsapfel bewegte sich. Aus Gier oder Angst oder einer Mischung von beidem konnte Jennifer nicht beurteilen. Das Wort *Gold* brachte Unruhe und Nervosität in die Meute. Jennifer konnte es

fast körperlich spüren, wie ein einziges Wort sich in die Gehirne dieser Banditen fraß und ihr Denken beeinflusste. Nur Paco und Barrera beherrschten sich. Ein Zeichen, wie gefährlich sie waren.

»Compadre, nimm drei Männer und fang einige Goldgräber und Stadtfräcke ein. In Black Hawk wimmelt es davon. Sie werden für uns das Gold aus dem Berg brechen.« Paco, der Angesprochene und der Banditenführer grinsten sich verstehend an.

Langsam wurde Roseford nervös, weil Barrera keine Notiz von ihm nahm. Er versuchte es auf die kumpelhafte Tour. »Ja, das Gold wird uns reich machen. Ist die Höhle groß?«

»Die Höhle ist groß«, antwortete Barrera, »und gabelt sich weiter hinten. Doch das braucht dich nicht weiter zu kümmern, Gringo.« Seine Stimme war gefährlich leise.

Roseford schluckte, sein Adamsapfel hüpfte heftiger. »Es war eine gute Idee von mir, nicht wahr?«

Barreras Grinsen wurde breiter. Sein Nicken war unmerklich. Roseford und Lockenkopf brachten ihre Revolver nicht mal aus den Holstern, als sie von Schüssen getroffen wurden. Paco und ein anderer hatten geschossen. Sie waren tot, als sie auf dem Boden aufschlugen. Die Banditen durchsuchten die Taschen der Toten, nahmen Waffen und Hüte an sich und zogen den Leichen die Stiefel von den Füßen. Drei Männer stürzten sich auf die Stiefel. Ein knapper Befehl von Paco hinderte sie daran, sich um die Stiefel zu schlagen. Rosefords große Stiefel wanderten durch mehrere Hände, bis sie einen neuen Träger fanden. Die Hosenträger

der beiden fanden ebenfalls neue Besitzer. Dann wurden die Toten bis zum Plateaurand gerollt und hinuntergestürzt. Zum wiederholten Male wünschte sich Jennifer so viel Mut, sich hinterherzustürzen. »Daddy, was hast du deinem kleinen Mädchen angetan?«, flüsterte sie so leise, dass nur sie es hören konnte. Mit glasigen Augen starrte sie auf den Plateaurand.



Nach einer knappen Stunde trafen sie Basel. »Die Bande ist vor wenigen Minuten weggeritten. Fünf Männer, Mexikaner oder Mischlinge, eine weiße Frau ist dabei. Zwei Weiße wurden getötet. Zwei der Banditen blieben als Wächter zurück. Von oben hat man eine gute Sicht, deshalb können wir nicht weiterreiten. Larry versucht seitlich hinaufzugelangen.«

Wieder einmal staunte Cole über die Fähigkeiten der Wittlifs.

»Ich habe die Banditen gut durch das Fernglas erkennen können. Es ist eindeutig Barrera.«

Dyson nickte. »Gut gemacht. Reite Larry nach, falls er Hilfe braucht.«

Ohne weitere Worte ritt Basel weg. Sie sattelten nicht ab, sondern lockerten nur die Sattelgurte und banden die Pferde an. Dumpf vor sich hin brütend hockte sich Matt nieder.

»Wir haben nun drei tote Weiße. Da es sich bei der Frau wahrscheinlich um Jennifer Tucker handelt, werden die To-

ten die Kutschenräuber gewesen sein.« Cole sagte das nur, um die gespannte Stimmung zu lockern, doch das misslang gründlich. Dyson nickte nur, Matt erwiderte gar nichts. Die nächsten zwei Stunden verbrachten sie schweigend. Cole beobachtete einen Bussard, der in der Luft seine Kreise zog.

Auf seinen Wegen waren ihm schon viele Männer begegnet, doch noch nie jemand wie die Wittlifs. Schweigsam, kalt und doch sehr umsichtig. Diese Eigenschaften zusammen machten sie nicht nur gefährlich, sondern auch ungewöhnlich und unheimlich. Cole war schnell mit der Waffe, doch gegen die drei hatte er sicher nicht den Hauch einer Chance. Er wollte es auch gar nicht darauf ankommen lassen.

Drei Schüsse erklangen aufeinanderfolgend. Ein Signal.

»Reiten wir«, befahl Dyson, der bereits den Sattelgurt festzurte.

Karge Kiefern ragten aus dem Boden, der mit Geflechten bewachsen war. Bisher waren die großen Goldfunde südöstlich von Black Hawk entdeckt worden, hier war es noch menschenleer. Das würde sich sicher bald ändern, je mehr Goldsucher in die Gegend kamen. An der Stelle, wo sie die Pferde zurücklassen und zu Fuß weiter mussten, warteten Basel und Larry. Der Verletzte am Boden sah aus, als wäre eine Büffelherde über ihn hinweg gedonnert.

»Einer der Wächter«, erklärte Basel.

»Der andere?«, fragte Dyson.

Daraufhin fuhr sich Larry mit dem Daumen quer über den Hals. Cole fragte sich, ob Larry nicht sprechen konnte oder einfach mundfaul war. Er hatte noch kein einziges

Wort gesagt.

»Hat er geredet?«

»Und wie«, antwortete Basel seinem Bruder. »Die Bande besteht aus vierzehn Mann, wenn man die beiden hier abzieht. Ihr Anführer ist Manoel Barrera. Ihr Lager liegt einige Meilen nördlich von hier. Mithilfe von gefangenen Goldgräbern wollen sie das Gold abbauen. Der erste Tote, den wir gefunden haben, und die beiden toten Weißen dort hinten«, er deutete mit dem Daumen seitwärts, »sind Postkutschenräuber, die die Frau gezielt entführt hatten, um an den Lageplan der Goldmine zu gelangen.«

Cole wusste, dass der Bandit dies sicher nicht freiwillig preisgegeben hatte, so wie er aussah. Basel gab Larry ein Zeichen. Dieser zückte sein Messer und beugte sich über den Banditen.

»Weißt du«, sagte Basel zum Verletzten, »mein Cousin kann zwar nicht mehr sprechen, seit ihn ein Kiowa in die Mangel genommen und ihm die Zunge rausgeschnitten hat, doch das Messer weiß er gut zu gebrauchen. Wir müssen uns noch über die Bewachung eures Lagers unterhalten.«

Bevor die Messerspitze das Gesicht des Banditen berührte, redete er. So gut es ihm eben mit geschwollenen Lippen und ausgeschlagenen Zähnen möglich war.

»Wer sagt mir, dass du nicht doch lügst?«

Larry drückte die Klinge fester auf die Wange, bis einige Blutstropfen hervortraten. Der Bandit schrie. Nicht vor Schmerz, sondern vor Angst, wie Cole annahm. Er trat einen Schritt nach vorne, um einzugreifen, doch Dyson hielt

ihn zurück. »Das ist nicht eure Sache«, murmelte er.

Der Bandit stammelte dasselbe wie zuvor. Larry blickte zu Dyson, der knapp nickte. Cole sog hörbar die Luft ein, als Larry die Klinge über den Hals des Mannes zog und das Blut an dessen Kleidung abwischte. Der Bandit war tot, noch ehe Cole reagieren konnte. Dyson beobachtete Cole und Matt aus kalten Augen. Matt schien der Mord nicht zu berühren. Er musste komplett in die Frau vernarrt sein. Spätestens in diesem Augenblick wussten Dyson und Cole, dass sie keine Freunde wurden, weder jetzt noch später. Zu verschieden war ihre Auffassung von Recht und Gesetz. Es war unnötig, etwas zu sagen. Zu ändern war nichts mehr.

Missmutig ritt Cole hinter den anderen. Cole störte, dass sie nicht mal den Toten etwas Achtung entgegenbrachten und sie begruben, auch wenn sie zu Lebzeiten Verbrecher gewesen waren. Er grübelte darüber nach, ob er zu weich war oder die Wittlifs zu viel Menschlichkeit auf ihren rauen Pfaden eingebüßt hatten.



Jennifer ging zur Quelle, die vom Lager gut einsehbar war, um Wasser zu holen. Seit einigen Tagen befand sie sich im Lager der Banditen, war in Barreras Hütte als sein Eigentum gezogen. Solange sie dort wohnte, war sie vor den anderen sicher, deshalb musste sie dafür sorgen, dass sie seine Gunst nicht verlor. Vor Maria, der älteren Mexikanerin, die im Lager lebte, musste sie sich in Acht nehmen. Sie

hasste Jennifer. Die Jüngere war nicht freiwillig hier. Carmen war in Jennifers Alter und irgendwo entführt worden. Sie sprach kein Englisch, nur Spanisch, das Jennifer nicht verstand. An der Quelle wusch Maria gerade ein Wäschestück. Sie erhob sich drohend, als Jennifer zum Wasser trat. Ob sie wollte oder nicht, sie musste sich ihren Platz wohl erkämpfen.

»Du hast hier nichts zu suchen, du weiße Hure«, fauchte Maria.

»Lass mich in Ruhe«, erwiderte Jennifer kalt.

Maria bückte sich, ergriff den nächstbesten Ast und erhob ihn zum Schlag. So schnell, wie Maria zuschlug, konnte Jennifer nicht reagieren. Der Ast traf sie am Arm. Aufstöhnend ließ sie den Wassereimer fallen. Als Maria ihre Hand erneut hob, um zuzuschlagen, ergriff Jennifer den fallen gelassenen Eimer mit der anderen Hand und warf ihn auf die keifende Mexikanerin. Der Holzeimer traf sie unglücklich auf Brust und Kinn und raubte ihr für einen Augenblick den Atem. Sie ging in die Knie. In ihrem Zorn krallte sie sich einen Stein und warf ihn nach Jennifer, doch sie duckte sich geschickt. Der Vorfall blieb nicht un bemerkt. Einige der Banditen kamen lachend näher mit der Aussicht auf eine Frauenschlägerei. Mit einem größeren Stein in der Hand sprang Maria zeternd auf Jennifer zu. Jennifer trat rückwärts, strauchelte über eine Wurzel und knickte ein. Mit aufgerissenen Augen starrte sie auf den Stein, der auf sie herabsauste. Im letzten Augenblick wurde die Hand weggerissen. Barrera war der Retter. Er herrschte die Mexikanerin auf Spanisch an, gab ihr links und rechts



eine schallende Ohrfeige und stieß sie zu Boden. Ein scharfer Befehl von ihm und die Männer trollten sich. Es würde keinen Kampf geben.

»Bist du verletzt?«, fragte er Jennifer.

Sie bewegte vorsichtig ihren Arm, wo sie der Ast getroffen hatte. Es schmerzte, doch war erträglich. Sie schüttelte den Kopf. Er ließ sich nicht dazu herab, ihr aufzuhelfen. Diese Blöße gab er sich vor seinen Männern nicht. Maria warf ihr einen hasserfüllten Blick zu, bevor sie verschwand. Er wartete, bis sie sich erhob und den Wassereimer füllte. Auch hier half er ihr nicht. Hinter ihr ging er ins Lager. Er war ein eigenartiger Mann. Er mordete eiskalt, doch ihr gegenüber war er noch nie gewalttätig geworden. Ihre wilde rotblonde Lockenmähne faszinierte ihn besonders. Sie musste das Bett mit ihm teilen, seine Hütte sauber halten, wobei er sie mit Respekt behandelte, solange sie unter sich waren, doch in Anwesenheit anderer war er kalt. Wie er sich ihr gegenüber auch verhielt, es änderte nichts daran, dass er ein Verbrecher und Mörder war und sie als seine Gefangene hielt.



Je näher sie dem Platz kamen, an dem sich das Lager befinden sollte, desto angespannter wurden die Männer. Auf den Felsen, auf dem ein Wächter den Eingang zum Lager kontrollierte, gab es nur einen einzigen Weg hinauf. Der Kontrollposten war klug gewählt, da man von oben rund-

um einen guten Ausblick hatte. Dyson befahl Cole, sich in der Nähe zu postieren, um den Weg im Auge zu behalten.

»Ihr macht auf Banditen. In einer halben Stunde reitet ihr los.« Mehr musste er zu Larry und Basel nicht sagen. Die beiden nickten wortlos, verstaute ihre Mäntel in der Sattelrolle und zogen ihre Hüte tief ins Gesicht. Es würde sich bald herausstellen, inwieweit der Bandit die Wahrheit gesprochen hatte. »Du kommst mit mir.« Der Befehl war an Matt gerichtet.

Cole wählte seinen Beobachtungsposten hinter einer riesigen, sicher schon an die 150 Jahre alten Tanne, die neben der Kiefer vorherrschend in diesem Gebiet war. Rau spürte er die Rinde, als er sich dagegen lehnte. Er hatte sich in ein Spiel eingekauft, in dem es für ihn nichts zu gewinnen gab. Und alles wegen einer Frau, die er nicht mal kannte, noch nicht mal gesehen hatte. Statt seine letzten Dollars für Whisky und Mädchen auszugeben, zog er mit einem angehenden Anwalt durch die Wildnis, um ein Mädchen zu befreien, vom dem Matt nicht mal wusste, ob sie ihn wollte. Falls es sich wirklich um Barrera handelte, würden die Wittlifs die Prämie nicht teilen, das war so sicher, wie die Nacht auf den Tag folgte. Die Wittlifs bekamen das ausgesetzte Kopfgeld, Matt vielleicht das Mädchen. Und Cole?

Er schüttelte seine Gedanken ab und beobachtete Basel und Larry, die sich auf den Weg machten. Dyson und Matt würden sich vom Felsen her an die Wache anschleichen. Basel stieß zweimal den Ruf eines Käuzchens aus. Cole hielt seine Springfield schussbereit. Der Ruf wurde auf dieselbe Art erwidert. Also hatte der Bandit die Wahrheit ge-

sagt. Cole wartete ab. Basel und Larry verschwanden hinter dem Felsen. Alles blieb ruhig. Ein Schuss würde die Banditen warnen und alles zunichtemachen. Cole blieb angespannt. Er spürte, wie seine Achselhöhlen schweißnass wurden. Ein Knacken in seinem Rücken ließ ihn geduckt herumwirbeln. Gerade rechtzeitig riss er seinen Finger weg vom Abzug, als er sah, was das Geräusch verursacht hatte. Das Wapiti bäugte ihn für einen Sekundenbruchteil, bevor es davonsob. Beinahe hätte er den Fehler begangen und geschossen. Er atmete hörbar aus und wandte seine Aufmerksamkeit wieder nach vorne. Nach einer Weile erschien Larry und winkte ihm. Das Erste, das Cole registrierte, als er bei den anderen ankam, war die spürbare Veränderung, die mit Matt stattgefunden hatte. Aus dem Anwaltsgehilfen, der ein bequemes Leben in der Stadt dem Cowboyleben vorgezogen hatte, war wieder ein Mann geworden, der hart zupacken konnte. In seinen Augen stand ein gewisses Maß an Kälte und seine Bewegungen waren geschmeidiger als zu Beginn ihres Rittes. Den Wachposten erblickte Cole nirgendwo. Es war nicht schwer zu erraten, dass er tot war. Mit dem Messer konnten die Wittlifs genauso gut umgehen wie mit den Revolvern. Vor allem waren Messer lautlose Waffen.

»Du nimmst dort oben den Platz der Wache ein. Wir wollen keine unliebsame Überraschung erleben. Gib Acht, sie werden eine Ablösung schicken.« Dyson gab Anweisungen.

Basel nickte und verschwand wortlos.

Obwohl Cole mit dem Tun der Wittlifs nicht einverstan-

den war, konnte er nicht umhin, sie auf eine gewisse Art zu bewundern. Sie verstanden sich ohne viele Worte und waren gut aufeinander eingespielt. Während Basel seinen Posten aufsuchte, ritten die anderen in einem weiten Bogen in Richtung Lager. Hufspuren zeigten, dass hier mehrmals in beide Richtungen Reiter entlang geritten waren. Dyson und Larry suchten mit ihren Fernrohren die Gegend ab. Mit einigen Handbewegungen gab Dyson Larry zu verstehen, dass er sich mit Matt um die Pferde kümmern sollte. Vor wenigen Tagen hätte Matt noch dagegen gesprochen, doch jetzt nahm er widerspruchlos den Befehl entgegen. Er hatte erkannt, dass die Wittlifs wussten, was sie taten. Cole folgte Dyson zu Fuß, die Umgebung aufmerksam beobachtend.

Cole hörte es erst, nachdem Dyson stehen blieb und lauschte. Stimmen. Sie schlichen auf eine Bodensenke zu, die von verkrüppelten Kiefern verdeckt wurde. Gerade groß genug, um zwei Menschen zu verbergen. Während Cole darauf achtete, dass er sich nicht in die Losung hineinlegte, die ein Hirsch hinterlassen hatte, ließ sich Dyson ungerührt darauf nieder. Von hier hatten sie einen guten Blick ins Lager, in dem es verhältnismäßig ruhig war. Auch ohne Fernrohr waren die Personen gut zu erkennen. Aus einer der drei Hütten kam eine Frau und verschwand mit einem Eimer hinter einer Biegung, die von dem Beobachtungsposten nicht einsehbar war. Es handelte sich um eine weiße Frau, vielleicht Jennifer Tucker. In der nächsten Stunde beobachteten sie sieben Männer und drei Frauen. Hatte der Bandit die Wahrheit gesprochen, dann fehlten vier Banditen. Dyson tippte Cole an die Schulter und deutete auf ei-

nen Mann, der vor einer Hütte stand. »Barrera«, formten seine Lippen. Nach einer weiteren Stunde ritten einige Männer ins Lager. Das bedeutete, Basel hatte seine Sache als Wachposten gut gemacht. Nichts anderes hatte Cole erwartet. Der Mann, den Dyson als Barrera identifiziert hatte, ging ihnen entgegen. Die Gespräche waren nicht zu verstehen, nur hin und wieder Gelächter. Fünf Männer wurden an Bäume gebunden. Wahrscheinlich Gefangene, die in der Mine arbeiten sollten. Einer der ankommenden Banditen zeigte Barrera den Inhalt einiger Satteltaschen. Insgesamt waren elf Banditen anwesend, also vollzählig. Sie waren eindeutig in der Überzahl. Vier gegen elf. Der einzige Vorteil lag im Überraschungsangriff, doch Dyson machte keine Anstalten, etwas in der Richtung zu unternehmen.

Einer der Banditen ritt weg, als sich die ersten Schatten der Dämmerung über das Lager legten. Wahrscheinlich die Wachablösung. Hoffentlich lief alles glatt.

Die Banditen entfachten ein Feuer, an dem sie sich niederließen. Zwei Mexikanerinnen brachten ihnen Essen. Die weiße Frau blieb in der Hütte, die Barrera gehörte, denn nur er ging dort ein und aus. Es musste sich um Jennifer Tucker handeln, da sie die einzige weiße Frau war. Um die Gefangenen kümmerte sich niemand, sie erhielten weder zu essen noch zu trinken. An eine Befreiung der Männer war nicht zu denken, da die Stelle von den Banditen gut einsehbar war.

Dyson teilte Cole zur ersten Wache ein, rollte sich auf den Rücken und schlief von einem Augenblick auf den anderen ein, wie seine regelmäßigen Atemzüge zeigten. Beim

geringsten Geräusch würde er wach werden, das hatten sich Männer der Wildnis angeeignet. Unten im Lager sofften die Banditen bis weit in die Nacht. Die beiden Frauen leisteten ihnen Gesellschaft. Während die ältere Mexikanerin nur mit einem einzigen Mann zwischen den Büschen verschwand, musste die jüngere mit mehreren mitgehen. Offensichtlich nicht ganz freiwillig, wie Cole an den Bewegungen erkannte. Langsam wurde es im Lager ruhiger. Dort, wo die Banditen saßen und lungerten, rollten sie sich zusammen und fielen in Schlaf. Als Schemen sah sie Cole unter der fetten Sichel des zunehmenden Mondes, der eine Handbreit über dem Horizont leuchtete. Wenn sich Wolken davor schoben, konnte Cole die Gestalten nur erahnen, die sich im Schlaf manchmal bewegten, schnarchten und Rülpsen ausstießen. Er lauschte auf die natürlichen Geräusche, die die Nacht hervorbrachte.

Irgendwann, eine Wolke hatte den Himmel gerade verdunkelt, spürte er mehr, als er es sah, dass sich Dyson lautlos erhob. Er streckte sich kurz. Schemenhaft sah Cole die Handbewegung, die ihn darauf aufmerksam machte, dass er nun für die Nachtruhe dran war.

Cole schloss die Augen und schlief im nächsten Augenblick ein.

Er hatte das Gefühl, erst wenige Minuten geschlafen zu haben, als Dyson ihn weckte. »Beobachte, bis ich wiederkomme«, flüsterte er nah an seinem Ohr und verschwand in der Dunkelheit.

Mit steifen Gliedern erhob sich Cole. Die Kühle des Bodens hatte seine Kleidung klamm werden lassen und fühlte

sich unangenehm an. Bewegungslos stand er da und lauschte in die Nacht. Im Lager regte sich nichts, das Feuer war längst heruntergebrannt. Es war ruhig, bis auf die Laute, die der Nacht eigen waren, wenn sich Tiere in der Dunkelheit bewegten. Aus den Augenwinkeln nahm er eine Bewegung wahr, die vom Licht des Mondes beleuchtet wurde. Schatten bewegten sich auf ihn zu. Er bückte sich langsam und zog sein Messer aus dem Stiefelschaft. Bewegungslos wartete er ab, bis er an der Gestalt Dyson erkannte. Hinter ihm kam Matt.

Wortlos hockte sich Dyson auf seine Stiefelabsätze und deutete Matt und Cole, es ihm gleichzutun. Die erste Helligkeit der Morgendämmerung zeichnete sich ab, als Basel und Larry eintrafen. Sie trugen einige Dynamitstangen bei sich. Nun kam Bewegung in Dyson, doch Cole hielt ihn am Arm zurück. »Ich bin kein kaltblütiger Mörder, auch dann nicht, wenn es gilt, eine Frau zu befreien oder Kopfgeld zu kassieren. Nur, damit wir uns verstehen.« Cole wollte nicht noch einmal Zeuge eines brutalen Mordes unter dem Deckmantel des Gesetzes werden.

»Sicher«, antwortete Dyson kurz.

Sie schlichen auf das Lager zu und verteilten sich hinter Bäumen. Cole meinte, einen Schatten zu sehen, war sich aber nicht sicher. Er beobachtete die Stelle, bis seine Augen vor Überanstrengung brannten. Mittlerweile war im Grau des werdenden Tages alles gut zu erkennen. Dyson entzündete ein Streichholz und hielt es an die Lunte einer Dynamitstange. In diesem Augenblick blitzte vom Lager her eine

Mündungsflamme auf. Cole hatte sich vorhin nicht getäuscht. Ein Mann war zwischen den Bäumen verschwunden, um auszutreten, und kehrte genau in dem Augenblick zurück, als Dyson die Stange anzündete. Eine Kugel schrammte nahe Dysons Kopf in eine Kiefer. Während der Drehung, die ihn in Deckung brachte, warf er das Dynamit. Doch die Bewegung nahm ihm den Schwung für den Wurf. Zu nahe bei ihnen flogen Steine, Wurzeln und Äste umher. Staubfontänen spritzen auf, der strenge Geruch von Dynamit lag in der Luft. Der Schuss weckte die Banditen, die hochtorkelten, ihre Waffen zogen und in Deckung sprangen. Der Überraschungseffekt war in dem Moment vorbei gewesen, als der Bandit das Aufflammen des Streichholzes gesehen hatte. Die Banditen verständigten sich in Spanisch, das Cole nicht verstand.

»U.S. Bundesmarshals. Ihr seid umstellt. Ergibt euch!«  
rief Dyson.

Die Antwort war ein Stakkato von Schüssen. Ihre Deckung hinter den Bäumen war verhältnismäßig gut, doch wenn die Banditen sie so befeuerten, hatten sie wenige Chancen, gezielte Treffer zu landen. Die Deckung der Banditen war weniger gut, außer sie zogen sich in die Hütten zurück. Da sie wussten, dass ihre Angreifer Dynamit besaßen, würden sie das jedoch nicht wagen. Zu groß war die Gefahr, in die Luft gesprengt zu werden. Dyson zündete eine weitere Lunte und warf sie. Eine Kugel stieß ihm den Hut vom Kopf, als er sich zu weit aus seiner Deckung nach vorn wagte.

Wieder wurden sie unter Beschuss genommen.



»Passt auf ...« Der Gefangene zuckte zusammen und hing schlaff in seinen Fesseln. Eine Kugel der Banditen hatte ihn getroffen.

Sie wussten auch so, dass die Warnung ihnen gegolten hatte. Die Banditen planteten etwas. Nun mussten sie nach allen Seiten Ausschau halten. Plötzlich kam ein reiterloses Pferd in ihr Sichtfeld, das hinter einer der Hütten in ihre Richtung galoppierte. Von mehreren Schüssen der Wittlifs getroffen, brach es grell wiehernd zusammen, wirbelte mit den Hufen in der Luft in dem vergeblichen Versuch, auf die Beine zu kommen. Ein zweites Pferd galoppierte heran.

Ein Ablenkungsmanöver, schoss es Cole genau in dem Moment durch den Kopf, als ein Schatten auf ihn zuflog. Er duckte sich, rollte sich ab und sah das gleißende Funkeln des Messers in der Morgensonne. Die Hand, die es hielt, näherte sich. Der Mexikaner wollte es ihm in die Kehle stoßen. Mit dem Gewehrlauf fing er den Stoß ab. Er packte mit seiner zweiten Hand den Gewehrkolben und hieb ihn dem Mexikaner unter das Kinn, der scharf seinen Atem zwischen den Lippen hervorstieß. Einige Yards weiter lehnte Dyson an einem Baum und band sich ein Tuch um seinen Oberschenkel, der heftig blutete. Larry drehte einen Banditen auf den Rücken. Er war tot. Ein Geräusch hinter ihm ließ Cole herumfahren. Der Mexikaner, den er niedergeschlagen hatte, war erwacht und hielt seinen Revolver in der Hand. Larry war schneller als Cole und jagte ihm eine Kugel in die Brust.

Zwei weniger. Noch nicht ausgeglichen. Es waren hartgesottene Banditen, die nichts zu verlieren hatten. Ein

Mann rief auf Spanisch etwas zu ihnen herüber. Als keine Antwort erfolgte, erklangen einige laute Flüche.

»Gringos, verschwindet von hier. Wir sind zu viele.«

»Ergebt euch, sonst räuchern wir euch aus«, rief Basel laut.

Dyson sprach kein Wort. Der Schmerz trieb ihm den Schweiß auf die Stirn.

Befehle auf Spanisch wurden erteilt, dann setzte der Beschuss wieder ein.

Jennifer hockte in einer Ecke der Hütte. Nach dem ersten Schuss war Barrera aus dem Bett gesprungen und nur mit Hose und Stiefel aus der Tür geschlüpft.

Die Tür wurde aufgerissen, während draußen der Kampf weiterging. Paco sprang herein. »Los, komm her du kleine Hure«, verlangte er, drückte sich an die Wand und schaute durch das winzige Fenster. »Ich habe eine Geisel und töte die Frau, wenn ihr nicht verschwindet«, rief er.

Hinter ihm trat Barrera ein. Er blickte zu Jennifer und winkte sie zu sich. In seinen Augen konnte sie weder Hass noch Zorn oder Angst erkennen. Er blutete aus einer Wunde an der linken Seite.

»Sie ist ein gutes Faustpfand. Die Schweine werden es nicht wagen, sie in Gefahr zu bringen.« Paco grinste hämisch.

»Geh zu deinen Leuten, Muchacha.« Barreras weiche Stimme erstaunte Jennifer.

Paco fluchte auf Spanisch. »Sie ist unser einziger Trumpf. Die weißen Gringos werden es nicht wagen, auf

eine der ihren zu schießen. Du kannst sie nicht gehen lassen.«

Barrera grinste Paco mitleidig an. »Compadre, ein Mann sollte wissen, wann es zu Ende ist. Sie geht.«

Jennifers Blick schweifte zwischen Barrera und Paco hin und her. Barreras Wunde blutete stark und durchtränkte seine Hose, sein Atem ging stoßweise. Paco schnappte Jennifer am Arm, als sie langsam zur Tür ging. Seinen vermeintlich einzigen Trumpf wollte er nicht so ohne Weiteres gehen lassen. Durch die Wucht, als er sie zu sich zog, stolperte sie. Den Augenblick, in dem Paco abgelenkt war, nutzte Barrera, um zu schießen. Er traf ihn mitten in die Brust. In Pacos Gesicht lag Erstaunen. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch nur Röcheln entfloß seiner Kehle. Der Versuch, seine Waffe zu heben, misslang. Er klappte zusammen und fiel vornüber zu Boden.

»Man sollte immer auf seinen Jefe hören, Compadre«, murmelte Barrera.

Mit einem Seufzer hauchte Paco sein Leben aus. Jennifer blickte Barrera entgegen, der zu ihr an die Tür kam. Sie verspürte keine Angst. Nicht, wenn sie in seine Augen sah. Vielleicht war er vor langer Zeit einmal ein guter Mensch gewesen und hatte dann das Leben eines Banditen gewählt. Für sie brachte er so etwas wie Gefühle auf, soweit es ihm möglich war. Es war dumm, so zu denken, und sie wusste es. Er war ein Mörder und hatte viele Menschen ins Unglück gestürzt.

»Bring dich in Sicherheit, guapa, meine Hübsche, und pass auf dich auf.« Die linke Hand hielt er auf die Wunde

gepresst, mit der rechten steckte er seinen Revolver in den Hosenbund, ergriff ihren Nacken und zog sie zu sich. Sein Kuss war stürmisch, denn für ihn gab es keinen neuen Morgen. Sie erwiderte den Kuss, denn sie empfand so etwas wie Mitleid mit ihm, so töricht es auch schien. Er wuschelte durch ihr Haar und schob sie sanft zur Tür.

»Nicht schießen, die Frau kommt raus«, rief er laut.

Bevor sie die Tür öffnete, drehte sie sich noch einmal zu ihm um. Noch nie in ihrem Leben war sie einem Mann wie ihm begegnet. Langsam zog sie die Tür auf und ging hinaus. Die Luft war erfüllt von Pulverdampf und Staub. Sie registrierte einige Tote. Einige Banditen standen mit erhobenen Händen, einer wälzte sich stöhnend am Boden. Der Kampf war vorbei. Unschlüssig blieb sie stehen.

»Miss Tucker, schnell, hierher«, rief ein Mann, der hinter einem Baum in Deckung stand.

Er kannte ihren Namen. Das bedeutete, dass es Gesetzeshüter waren, denn wer sollte sonst wissen, dass sie entführt worden war. Nach einem kurzen Blick zu Barreras Hütte, er beobachtete sie sicher vom Fenster aus, ging sie auf den Mann hinter dem Baum zu. Der Schuss und der brennende Schmerz in ihrer rechten Schulter waren eins. Stöhnend drehte sie sich halb um die Achse und sank zu Boden. Aus den Augenwinkeln gewahrte sie eine Bewegung bei Barreras Hütte. Barrera stand in der offenen Tür und feuerte auf Maria, die in ihrem Hass auf Jennifer geschossen hatte. Seine Kugel hatte Maria erwischt, die verletzt am Boden lag. Ein letztes Zucken durchlief ihren Körper, dann lag sie still, die Waffe unter ihrem Körper begraben. Barrera ge-

lang es nicht mehr, in Deckung zu gehen, mehrere Schüsse streckten ihn nieder.

Bewaffnete Männer traten hinter den Bäumen hervor. Während ein Verletzter die Banditen in Schach hielt, durchsuchten zwei die Hütten, einer befreite die Gefangenen und einer sicherte die Umgebung. Ein hochgewachsener Mann trat die Tür von Pacos Hütte auf. Jennifer hörte Carmen schreien. Gleich darauf zerrte der Mann Carmen heraus.

»Sie gehört nicht zu ihnen«, flüsterte Jennifer. In dem Mann, der sich bei ihr niederkniete, erkannte sie Benbow.  
»Sie spricht nur Spanisch.«

»Wittlif, lass sie los!«, fauchte Benbow.

Der Mann ließ von Carmen ab, behielt sie aber im Auge.

»Darf ich mir Ihre Wunde ansehen?«, fragte er sanft.

Jennifer nickte nur. Der Schmerz trieb ihr Tränen in die Augen. An der Wunde schnitt er ihre Bluse auf.

»Ist nicht so schlimm, wie es sich anfühlt, Miss Tucker. Ein Streifschuss. Die Kugel hat ein wenig Fleisch mitgerissen, deshalb schmerzte es so höllisch.«

Wäre sie alleine gewesen, hätte sie geheult vor Schmerz, so begnügte sie sich damit, die Zähne tapfer aufeinanderzubeißen.

Notdürftig verscharrten sie die Leichen im harten Boden und häuften Steine darüber. Den Rest des Tages und die Nacht lagerten sie. Zwei der Gefangenen waren durch verirrte Kugeln getötet, einer verletzt worden. Ein angeschossener Bandit verstarb während der Nacht.

Im nächsten Morgengrauen machten sie sich auf den

Weg nach Denver. Black Hawk lag näher, doch Matt wollte nach Denver, um für Jennifer so schnell wie möglich alles zu regeln. Die Wittlifs sprachen sich ebenso für Denver aus, denn die hohe Kopfgeldprämie konnte der Sheriff dort besser auszahlen. Die befreiten Männer verabschiedeten sich, um nach Black Hawk zurückzukehren.

Die drei überlebenden Banditen führten sie gut verschnürt mit, ebenso Barreras Leiche.

Matt wich nicht von Jennifers Seite, die, seit er sie verbunden hatte, kein einziges Wort gesprochen hatte. Gerne hätte er ihr Leiden abgenommen, denn der Ritt war eine Tortur für sie. Sie legten ein scharfes Tempo vor, um so schnell wie möglich die Stadt zu erreichen. Spät nachts erreichten sie Denver. Matt trommelte den Arzt aus dem Bett, der Jennifer und Dyson versorgte, während die anderen Wittlifs und Cole die Banditen zum Sheriff brachten.

Trotz weniger Stunden Schlaf fühle sich Cole gut erholt, als er am nächsten Morgen sein Pferd aus dem Mietstall holte. Vor dem Hotel traf er auf Jennifer und Matt.

»Ich habe mich noch nicht bei Ihnen allen bedankt. Sie halten mich sicher für undankbar und unhöflich.«

Cole stieg vom Pferd. »Keineswegs, Miss Tucker. Wie geht es Ihnen?«

»Dank Ihnen geht es mir gut. «

»Wir sind auf dem Weg zu Smith. Kommst du mit, Cole?« Matt blickte ihn fragend an.

Jennifer schüttelte den Kopf. »Das ist nicht notwendig, denn ich habe die Mine verkauft.«

»Das wissen wir. Wir wissen auch, dass Sie es nicht freiwillig taten. Lassen Sie mich nur machen.«

Sie wollte nicht, doch Matt fasste sie sachte am Arm und zog sie mit sich. Cole schmunzelte und folgte den beiden, neugierig darauf, was Matt vorhatte.

Smith wuchtete seine massige Gestalt aus dem Stuhl, als er Jennifer erblickte. »Miss Tucker, womit kann ich Ihnen erneut helfen? Und mit Ihnen rede ich später, Benbow«, bellte er.

Matt grinste jungenhaft. »Erledigen wir das doch gleich.« Er rückte für Jennifer einen Besucherstuhl zurecht und setzte sich, nachdem sie Platz genommen hatte. Cole kam sich fehl am Platz vor. Er war ja nur aus reiner Neugierde mitgegangen.

»Benbow, treiben Sie es nicht auf die Spitze.«

»Es geht um die Akte Tucker/Roseford. Miss Tucker, waren Sie mit Mr. Roseford im Registerbüro?«

Jennifer schüttelte den Kopf.

Cole verkniff sich ein Grinsen. Matt spielte ein Spiel.

»Mit dem Vertrag ist doch alles in Ordnung, oder?«

»Glauben Sie, ich mache das zum ersten Mal? Stehlen Sie nicht meine Zeit, Benbow, und verschwinden Sie.« Er holte tief Luft. »Verzeihen Sie, Miss Tucker.«

»Roseford denkt, es könnte Ihnen ein Formfehler unterlaufen sein.«

»Mir«, Smith schnappte nach Luft, »unterlaufen keine Fehler.« Er trat zum Schrank, riss eine Tür auf und entnahm ein Papier. Damit wedelte er.

»Ist das der einzige Vertrag?«

»Natürlich hat Mr. Roseford eine Ausfertigung.«

»Natürlich.«

Es pochte an der Tür, darauf trat Dyson Wittlif ein. Smith erinnerte sich daran, dass es sich um einen U.S. Marshal handelte, und wurde eine Spur freundlicher. »Wenn Sie sich einen Moment gedulden möchten?«

Die Aufmerksamkeit, die Smith Wittlif zukommen ließ, nutzte Matt, indem er ihm das Dokument aus der Hand riss und schnell überflog.

»Benbow!«

Matt zerriss das Papier und steckte die Fetzen in seine Jacke.

Smith sprang von seinem Stuhl, so schnell, wie es seine Masse erlaubte, und schnappte mehrmals nach Luft, bevor er seine Sprache wiederfand. »Marshal, Marshal ...«, japste er.

»Miss Tucker hat ihre Mine nie verkauft. Sie ist die rechtmäßige Besitzerin, denn Roseford ist tot«, erklärte Matt.

»Benbow!« Smith schüttelte ungläubig den Kopf. »Sie machen sich strafbar. Sie sind gefeuert«, sagte er eine Spur lauter. »Marshal, verhaften Sie diesen Mann.« Er wischte sich mit einem blütenweißen Tuch den Schweiß von der Stirn.

Wittlif kümmerte sich nicht um ihn. »Der Staat kann immer Männer wie dich brauchen«, sagte er zu Cole.

»Marshal«, rief Smith aufgebracht und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. Es sah recht witzig aus, wie er da so nach vorne auf die Tischplatte gebeugt stand, in der Erwartung, sein Gehilfe würde verhaftet. Noch einmal



tupfte er sich mit dem Tuch den Schweiß von der Stirn.

»Ja?«, fragte Dyson. »Es gibt keinen Grund, ihn zu verhaften.«

»Sie haben doch gesehen ...«

»Nein, ich habe nichts gesehen.«

Mit einem ächzenden Laut sank Smith auf seinen Stuhl, während Coles Grinsen breiter wurde. Dyson hatte entweder doch menschliche Züge oder er mischte sich grundsätzlich nicht in anderer Leute Angelegenheiten.

»Gold bringt sehr viel Unglück«, sagte Jennifer plötzlich.

»Ich habe Ihren Vater gekannt, Miss Tucker. Er wollte vieles gutmachen, doch er kam nicht mehr dazu, es persönlich zu tun.« Mehr gab es für Cole nicht zu sagen. Es war ihre Entscheidung.

»Wem gehören die beiden Satteltaschen?«, fragte sie. Bis auf Smith wusste jeder, welche Taschen sie meinte.

»Die gehören Ihnen«, antwortete Benbow. »Oder seid ihr anderer Meinung?«

Cole und Dyson verneinten.

Jennifer lächelte traurig. »Ich habe Ihnen so viel zu verdanken. Teilen Sie sich die eine Tasche, mit der anderen werde ich mir ein neues Leben aufbauen.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Miss Tucker.« Matt lächelte sie ermutigend an. »Wir lassen Ihre Mine«, wobei er das Wort *Ihre* sehr betonte, »von einer Minengesellschaft untersuchen. Das sind Leute, die die notwendigen Geräte haben und sich auskennen.«

Eine Weile blickte Jennifer ihn nachdenklich an. »Ich gründe selbst eine Minengesellschaft. Tucker Mining Com-

pany.«

Vier Augenpaare blickten sie staunend an.

»Wollen Sie meine Teilhaber sein? Wir können alles Notwendige auf der Stelle regeln. Nicht wahr, Mr. Smith?«

Smith fasste sich schnell. Sein Geschäftssinn war geweckt. »Es freut mich außerordentlich, mit Ihnen Geschäfte zu machen, Miss Tucker.«

»Yee-haw«, rief Matt und gebrauchte den Ausruf der Cowboys. »Übrigens, Mr. Smith, Sie können mich nicht entlassen, denn ich habe bereits gekündigt.«

Joseph Tucker war nicht umsonst einen schweren Tod gestorben.